

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote.“

Nummer 8.

Gottschee, am 19. April.

Jahrgang 1904.

Die Seele.

Ein Hauch von Gott ist deine Seele —
Sein Ebenbild, das dir verlieh'n;
Drum hüte sie vor jeder Fehle,
Geh gläubig fromm durch's Leben hin.

Und nach des Lebens kurzen Tagen
Dann geht sie in die Ewigkeit;
Ach, könntest du vor Gott dann sagen:
„Sieh Herr, ich hab' sie nicht entweiht!“

Und bist gestrauchelt du hienieden,
Und weint die Seele dein nach Licht,
Dann such' Barmherzigkeit und Frieden
In Jesu heil'gem Bußgericht.

Moderne Zeitblasen.

„Hinweg mit ihm! Aus Kreuz mit ihm!“
schrien einst die verblendeten und haß-
erfüllten Juden vor dem Richttische des
Pilatus, als er ihnen Jesum, den dorn-
gekrönten König im Spottmantel, zeigte.

Der gleiche Ruf: „Hinweg mit ihm!“
erscholl am letzten Karfreitage auch in den
Gerichtssälen Frankreichs, wo der hohe
Rat der freimaurerischen Regierung und
die betörten Volksvertreter beschlossen hatten,
alle Kreuze aus den Gerichtssälen zu ent-
fernen. Und Ministerpräsident Combes
hat sich in diabolischer Bosheit gerade den
Todesstag unseres Herrn und Heilandes
ausgesucht, um diesen gottlosen Beschluß
der Christushasser auszuführen. Den die
alten Juden gekreuzigt und getötet, den
wollen die modernen Juden und Neuheiden
auch nicht einmal mehr am Kreuze sehen,
denn sie können die Mahnung des Ge-
kreuzigten nicht ertragen.

„Weder Gott noch Herr!“ ist ja nicht
bloß die Losung jener Freidenker in
Paris, die alljährlich am Karfreitag
ein großes Wurfessen und aus-

gelassene Schmaufereien veranstalten,
sie ist auch die Parole und der Lebens-
grundsatz so vieler Namens-„Christen“ in
und außer Frankreich. Der Christushaß
ist ja eine der häßlichsten Zeitblasen, die
aus dem Sumpfe der „Moderne“
aufsteigen.

Zum Christushaß gesellt sich die Christus-
leugnung. Zwar sind nur wenige so ver-
bohrt, daß sie selbst die Existenz Christi
leugnen; große Scharen von Halb- und
Eingebildeten glauben aber nicht mehr an
die Gottheit Jesu; ihnen ist Christus nicht
mehr die ewige Weisheit, sondern nur der
„Weise von Nazareth“; nicht mehr der
Sohn der Jungfrau Maria, sondern „der
Zimmermannssohn“, nicht der am Kreuze
sterbende „Erlöser der Welt“, sondern der
„große Märtyrer seiner Ueberzeugung“,
nicht der glorreich vom Grabe erstandene
Heiland, sondern „der in der Phantasie
und in der Sage seiner Jünger fortlebende
Christus.“ In der von Juden oder
Tolmi-Christen geschriebenen und von
gedankenlosen Christen eifrig gelesenen
liberalen Presse begegnet man
fast täglich derartigen Ansichten; ratio-
nalistische Pastoren, die uns Katholiken
den wahren Christushaß bringen wollen,
predigen diesen Unglauben von den Kanzeln
der Kirchen und Hochschulen. Hat doch
erst Mitte März eine liberale Kirchen-
gemeindeversammlung Mannheim in Baden
dem protestantischen Oberkirchenrat den
Antrag unterbreitet, daß der Gebrauch
des apostolischen Glaubensbe-
kenntnisses fakultativ d. h. in jeder-
manns Belieben gestellt sein solle. Der
Oberkirchenrat hat zwar am Osterdienstag
die Eingabe abschlägig beschieden, aber

gleichzeitig beide Richtungen, die glau-
bige und die ungläubige (rationalisti-
sche) als berechtigt und ebenso natür-
lich wie unentbehrlich bezeichnet. Also der Glaube und Unglaube sind im
Protestantismus gleichberechtigt,
nur sollen die ungläubigen Pastoren
des teils noch gläubigen Volkes wegen die
gottesdienstlichen Formen beibehalten. Er-
zählte doch Pastor Steudel in öffentlicher
Versammlung, daß der Präsident des
württembergischen protest. Konsistoriums
selbst erklärt habe, ein liberaler Theologe
könne, auch wenn er nicht an die
Gottheit Christi glaube, ganz
wohl Pfarrer bleiben, wenn er
der Form genüge. Und der Kanzler
Waizsäcker habe einen Theologiekandidaten,
der offen gestand, er sei Atheist und sehe
die Religion als einen Denkfehler an,
trotzdem aufgemuntert, ins evang. Pfarramt
einzutreten. Dieser gleißnerische Unglaube
im Protestantismus ist eine der wider-
lichsten Zeitblasen, von deren giftigen
Dünsten leider auch liberale Katholiken
angesteckt sind.

In unserer phrasenreichen Zeit hört und
liest man oft von der „religiösen Gefahr.“
Jede Regung und Belebung des religiösen
Denkens und Fühlens, jede Betätigung
des katholischen Glaubens wird als „reli-
giöse Gefahr,“ oder pharisäisch als „kleri-
kale Gefahr,“ „ultramontane Gefahr“ be-
zeichnet. Gegenüber dieser „religiösen Gefahr“,
vergiftet man alle Phrasen von „Toleranz“,
„Fortschritt“ und „Freiheit“, „freier Konkur-
renz“ und „Gewissensfreiheit“, von „Wissen-
schaft“ und „Waffen des Geistes“, da
werden Staat und Regierung, verrostete
Gesetze und Verordnungen, alle unsauberen

Mittel roher Gewalt, der Lüge und Bosheit ins Feld geführt. Im Banne dieser Phrasen helfen auch Katholiken fleißig mit, um die Religion und religiöses Leben möglichst zu unterdrücken. Treffend kennzeichnet die wenig tröstliche religiöse Lage der Gegenwart P. Albert M. Weiß in seinem neuesten Werke: „Die religiöse Gefahr“:

Welch ein Elend! Die einen satt der Religion, satt des Glaubens, satt des Betens oder, was noch schlimmer ist, stolz auf ihr Recht, sich selbst nach eigenem Belieben ihren Gott und ihr Bekenntnis zu schaffen. Die anderen ziehen sich scheu mit ihrem Schaze ins Dunkel zurück. Sie schämen sich, ihn vor den Menschen sehen zu lassen oder doch ihn so zu zeigen, wie sie ihn von dem überkommen haben, der ihn mit seinem Blute besiegelt hat. Weit entfernt davon, das Licht des Glaubens vor den Menschen leuchten zu lassen, damit diese lernen, den Vater im Himmel zu preisen, suchen sie es zu dämpfen, wo es nur immer möglich ist, damit es den Schlaf der Welt nicht störe und dem eigenen empfindlichen Auge nicht weh tue. Ihr Ehrgeiz ist nicht mehr, Christi Schmach zu teilen, sondern moderne Menschen, Männer des Fortschrittes, vorurteilslose Geister zu heißen. Was sie am meisten fürchten, das sind die Worte weltfremd, Ueberlieferung, konservativ. Was sie aller Gefahr für Heil und Glauben vergessen läßt, das ist die Aussicht, mit der öffentlichen Meinung, mit dem modernen Gedanken, mit der Zeitrichtung auf gutem Fuß zu stehen.

Ja, die Glaubensscham ist eines der verbreitetsten Zeitübel, das die Sucht zur Folge hat, alle dem modernen Geiste weniger zusagenden Lehren des Christentums dem vermeintlichen Fortschritt der Wissenschaft zuliebe über Bord zu werfen, oder dem Zeitgeiste möglichst viele Zugeständnisse zu machen. Jenseits des Ozeans trat auch im katholischen Lager als solche Zeitblase der „Amerikanismus“, in Deutschland ein falscher „Reformkatholizismus“, in Frankreich neuestens der „Loisismus“ auf, die Pius X. insgesamt mit dem Namen „Neurationalismus“ bezeichnete.

„Im Kreuze ist Heil“, das werden vielleicht zu spät die modernen Feinde des Kreuzes erkennen; „Christus ist die Wahrheit“, sagt der Apostel und wer diesen Kompaß nicht verliert, sondern zur Richtschnur seines Denkens und Handelns macht, der wird vor den Irrfahrten einer ungläubigen Wissenschaft bewahrt bleiben. „Die Christus, die Belial“, nach diesem Grundsatz vollzieht sich immer schärfer die Scheidung der Geister, denn „man kann nicht zugleich zwei Herren dienen“, Gott und der ungläubigen modernen Welt.

Die Vorsehung.

Gestern stürmt's noch, und am Morgen blühet schon das ganze Land — Will auch nicht für morgen sorgen, Alles steht in Gottes Hand.

Puz' dich nur in Gold und Seiden, In dem Felde über Nacht Engel Gott's die Lilien kleiden, Schöner als du's je gedacht.

Sonn' dich auf des Lebens Gipfeln: Ueber deinem stolzen Haus Singt der Vogel in den Wipfeln, Schwingt sich über dich hinaus.

Vögel nicht, noch Blumen sorgen, Hat doch jedes sein Gewand — Wie so frühlich rauscht der Morgen! Alles steht in Gottes Hand.

Wirtschaftliche Kämpfe.

Die bevorstehende Erneuerung des Handelsvertrages mit Italien, wie auch die Erörterung wichtiger politischer Fragen führten am 10. April die Außenminister Oesterreich-Ungarns und Italiens, Goluchowski und Tittoni, zu einem trauten Zwiegespräch in Abbazia zusammen. Das politische Einverständnis dieser beiden Dreibundmächte in der Balkanfrage wird sehr gerühmt; nicht so erfreut ist man aber in den Kreisen heimischer Weinbauer über ein anderes Ergebnis dieser Begegnung. Der führenden Wiener Judenpresse zufolge soll nämlich unsere Regierung Italien, welches doch schon durch die zollfreie Einfuhr vieler Südsfrüchte (Pomeranzen etc.) unserem Obstbau bedeutende Konkurrenz machen darf, in der Weinzollfrage zwei Konzessionen gemacht haben: der Satz des allgemeinen Zolltarifs für Wein soll in dem Handelsvertrage mit Italien wesentlich herabgemindert, Italien ferner die Einfuhr von 200.000 Mztr. weißen Beschnittweins zu einem niedrigen Zollsatz gestattet werden, wieweil dieser noch viel höher als der gegenwärtige Zoll der mit Recht bekämpften Weinzollklausel. Dagegen fordert nun die österr. Zentralstelle zur Wahrung der land- und forstwirtschaftlichen Interessen beim Abschlusse von Handelsverträgen die Weinbauer zu Protesten auf: Die Regierung solle nicht unter einen Weinzoll von 48 K für 100 Kilogramm herabgehen, zumal eine ähnliche Begünstigung für die französischen Weine eine vernichtende Katastrophe für den heimischen Weinbau bedeuten würde. Wenn nun die nationalradikalen Kräfte der verschiedenen den am 19. April wieder zusammentretenden österreichischen Reichsrat abermals durch Obstruktion arbeitsunfähig machen, könnten aber recht ungünstige Bestimmungen leicht mit dem § 14 getroffen werden.

Die österreichische Landwirtschaft, in welcher für einige Kronländer auch der Weinbau eine wichtige Rolle spielt, beschäftigte i. J. 1900 rund 13,700.000 Menschen; bei der 12,7% betragenden Bevölkerungszunahme im letzten Jahrzehnt sollte die Zahl der in diesem Berufe tätigen Personen noch größer sein, ein Zeichen, daß die Landwirtschaft nicht gut gebettet ist. Dies zeigt die wachsende Differenz

exekutiver Teilbietungen. Zum Glück steigt die Zahl von Raiffeisenkassen, und auch die rationelle, ertragsreichere Bewirtschaftung, zu der auch wir stetig anspornen und der wir schon oft mit erprobten Ratschlägen hier dienen, findet immer mehr Verständnis. Aber die öffentliche Fürsorge für den Bauernstand und die endliche Durchführung der obligatorischen bäuerlichen Berufsorganisation, zum Teil durch die Schuld einiger Landtage und den Nationalitäten, läßt noch sehr, sehr viel zu wünschen.

Der heimische Gewerbestand führt auch berechtigte Klagen, ist aber zum Teil infolge seiner Uneinigkeit, wegen neidischer Konkurrenz und Mangel an Promptheit auch selbst an seiner Lage schuld. Werden doch jährlich 6—9000 kleingewerbliche Betriebe eingestellt, was bei Ausbau der angestrebten Selbsthilfe und genossenschaftlichen Produktivassoziation wohl gewiß nicht der Fall wäre. Freilich bedarf aber auch unser an sich begrüßenswertes Genossenschaftsgesetz vom Jahre 1883, das den Gewerbsmann vor der erdrückenden freien und großkapitalistischen Konkurrenz schützen sollte, noch vieler tiefgreifender, wirksamer Verbesserungen. Sonst stehen die Genossenschaften nur auf dem Papiere und der Befähigungsnachweis ist ein bloßer Verwendungsnachweis. Seit der 1894 begonnenen Tätigkeit der Genossenschaftsinstruktoren ist zwar einiges besser. Nach deren jüngstem Jahresberichte bestanden Anfang 1903 in Oesterreich schon 5298 Genossenschaften, davon 1295 eigentliche Fachgenossenschaften desselben Gewerbes, 893 für einander verwandte Gewerbe, 957 aber bunte Sammelgenossenschaften aller Gewerbetreibenden eines Landesteils und 2153 solche, welche wenigstens mehrere nicht verwandte Gewerbe einschlossen. Diese letzteren 3 Gruppen sind aber, solange keine berufliche Sonderung eintritt, tote Gebilde, von denen ein einheitliches, zielbewusstes Vorgehen und ein lebendiges, wirksames Zusammenhörigkeitsgefühl nicht zu erwarten ist. Da muß abgeholfen werden. Es sollten aber auch die Gewerbebehörden und die Presse sich mehr des Kleingewerbes annehmen. Was soll man aber dazu sagen, wenn z. B. das Organ der als gewerbefreundlich sich aufspielenden „Deutschen Volkspartei“, die „Grazer Tagespost“ die Not des christlichen Gewerbes gleichsam verspottet, indem es im Sinne des jüdischen Großkapitals neulich inseratenmäßig eine Schuhfabrik anpries: dieselbe liefere wöchentlich 15.000 Paare, habe 1000 Arbeiter und Beamte und zähle 62 eigene Geschäfte. Wie viele Hunderte von Existenzen mögen durch solche Fittalen vernichtet, wie viele kleine Meister mit ihrer Familie an den Bettelstab gebracht worden sein. Rühmte denn dies die Grazer Deutschvölkischen so wenig?

Zu den berechtigten wirtschaftlichen Klagen gehört auch die enorme Bedrückung des Volkes durch die Kartelle, Ringe und Trusts. Wir haben schon in der vorigen Nummer darauf hingewiesen. Die Staaten

sollten gegen solche Vereinigungen des Großkapitals, das nun auch bloß Großverkäufer in bestimmten Orten mit direkten Lieferungen bedient, vorgehen. Was man zunächst bei den Kohlenwerken und Kupferwerken, Petroleum- und Zuckerraffinerien sah, greift nun auf die Stahl- und Eisenwerke, die Spiritus- und Lederfabriken und andere Branchen wichtiger Bedarfs- oder Konsumartikel der Volksmassen über. So hat letzter Tage z. B. auch das österreichische Eisenkartell durch ein Syndikat bloß den Verkehr mit wenigen Eisengroßhändlern in Wien-Niederösterreich vereinbart und strebt ähnliches auch für Schlessien und Galizien an. Dadurch macht man sich weite Volkskreise durch Großhändler tributpflichtig und diktiert einfach die Preise. In Deutschland sieht man dies eben wieder an einem Stahl- und Lederring. Dadurch ist die Annahme berechtigt, daß die großen Kartelle oder Syndikate gerade das Inland durch Preisstreiberi und Regulierung des Absatzes brandschützen, die nicht kartellierten Werke durch Terrorismus zum Beitritt nötigen, an das Ausland aber billiger liefern und so die wirtschaftliche Bedeutung des Schutzzollens durchbrechen. Da muß der Staat endlich eingreifen. Hat es sich doch auch in der Zuckerfrage gezeigt, daß durch die Brüsseler Konvention nach Abschaffung der Ausfuhrprämien und durch die Zollermäßigung der Konsum allerwärts riesig gestiegen ist und so der Produktion anderweitig aufgeholfen wird. In den verschiedensten wirtschaftlichen Belangen wäre die Durchführung des christlichsozialen und des ihm verwandten konservativen Reformprogramms ein Segen für die hart ringenden Erwerbsstände und für das ganze Volk.

Spruch.

Haft du zur Arbeit gerade Mut,
Geh' schnell daran, so wird sie gut.
Fällt dir was ein, so schreib' es auf,
Ist heiß das Eisen, hämmre d'rauf.

Streiflichter.

Die Judenmacht in den Staaten erhellt am besten aus Tatsachen und Ziffern. Hier nur einige:

In dem „allerchristlichsten“ Frankreich bekleiden Juden 49 Präfekten- und Subpräfektenposten, 19 Posten im Staatsrat, 10 Stellen im Kassationshofe, 10 Räte beim Pariser Gericht, 11 im Ackerbaumministerium, 21 bei der Postdirektion, 30 im Ministerium für öffentliche Arbeiten, 27 Stellen im Finanzministerium und 35 (!) im Unterrichtsministerium. Nebstdem sind in Paris nicht weniger wie 102 (meist jüdische) Bankiers ansässig. Auch beherrschen die Juden in ganz Algier die gesamte Industrie und den Handel. Von den 12 Rechtsprofessoren in Marseille ist ein Viertel jüdisch. „Le Figaro“, „Le Gaulois“, „Le Temps“ und viele andere, jedoch gerade die wichtigsten Zeitungen befinden sich in jüdischen Händen.

Und, trotzdem die verhältnismäßige Anzahl der Juden zur anderen Bevölkerung von Paris nahezu verschwindend klein ist, ist die Abonnentenzahl beim Telephon in Paris zu einem Drittel jüdisch. In Italien halten die Juden alle wichtigsten Banken (wie ja überhaupt in allen anderen Staaten) neben dem ganzen Finanzministerium in ihren Händen. Auch unter den Abgeordneten in diesem zweiten freimaurerischen Reiche sind unverhältnismäßig viele von den Auserwählten. Im Königreich Ungarn besitzen die Juden ein Drittel des Bodens. Unter den 6800 Wiener Universitätsbesuchern nennen sich 2500 jüdisch. Auch im Heere gibt es 2600 jüdische Offiziere. In Berlin sind beim Appellationsgericht unter 54 Advokaten volle 36 jüdisch, von den 150 Notaren wiederum 54 jüdisch und beim Ersten Instanzengerichte glänzen bloß 150 Christen und 200 Juden. Interessant ist noch, daß in Oesterreich jüdische Großgrundbesitzer 60 kirchliche Benefizien durch ihre Patronatskommissäre verwalten. Wenn das so fortgeht, wird Juda bald die ganze Christenheit zu Sklaven machen.

Wer Ausführlicheres über die Geldmacht und den anderweitigen Einfluß des Großjudentums speziell in Oesterreich-Ungarn und Deutschland lesen will, dem empfehlen wir die jüngst erschienene 70 Seiten starke Broschüre „Statistisches zur modernen Judenfrage“ (Durch jede Buchhandlung erhältlich; Kommissionsverlag H. van Aken in Lingen a. d. Ems. Preis einzeln 48 h, 50 Expl. 18 K.) Reichratsabg. und Landesausschuß Dr. Scheicher bezeichnet diese 70 Seiten umfassende Schrift im Leitartikel des Korrespondenzblatt Nr. 5 als „höchst interessant und zeitgemäß, auf welche aufmerksam zu machen Pflicht jedes ehrlichen Publizisten sei.“

Die Aufhebung des Jesuitengesetzes in Deutschland hat dort die Katholikenhasser außer Rand und Band gebracht. Diese Verbissenheit ließ auch einige solcher Toleranzhelden Verse fabrizieren. Am Bismarck-Denkmal in Leipzig wurde folgendes Plakat angeheftet:

„Der Bubenchar, die einst gebannt,
Durch deinen weisen Spruch, entwich,
Entbietet man jetzt Herz und Hand!
Psui, Michel, schäme dich!“

Die Poltzeit sorgte für die Entfernung des Plakats, das am andern Morgen durch das folgende ersetzt war:

„O, Bismarck, steig vom Himmel nieder,
Ergreif' des Reiches Szepter wieder,
Sorg' daß die schwarzen Hornissen
Bald werden rausgeschmissen,
Die Karre steckt im Sumpf,
Denn jetzt ist „Zentrum“ Trumpf!“

In Hamburg konnte man gleichzeitig am Standbild des alten Kaisers folgende Verse lesen:

„Kaiser Wilhelm steig' hernieder
Und regier' die Deutschen wieder,
Lass' in diesen röm'schen Zeiten
Doch die Jesuiten reiten.“

In der Tat: es sind ebenso große Rindsköpfe als schlechte Dichter, welche hier den Pegasus zuschanden reiten, um ihrem Haß gegen die Jesuiten zu fröhnen! — Nun aber steht folgendes fest: Laut Poschinger, „Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde“, hat der erste Reichskanzler am 20. Oktober 1892 in Barzin gesagt, er werde am 15. November in den Reichstag gehen. Auf die Bemerkung v. Massows, dann müsse er sich auch über die vom Zentrum verlangte Aufhebung des Jesuitengesetzes äußern, fuhr er fort: „**Ich persönlich habe nichts dagegen!**“ Der eine Satz widerlegt alle Tiraden des Evang. Bundes gegen die bösen Jesuiten und die von ihnen drohende „Reichsgefahr.“

Neues vom Tage.

— **Louise Michel tot.** Vor mehreren Jahren machte ein Frauenzimmer, namens Louise Michel, viel von sich reden. 1870—71 befand sie sich unter den Revolutionären, sie führte den Vorsitz im „Club de la Révolution“ und nahm persönlich an den Straßenkämpfen teil. Nach Kaledonien in die Verbannung geschickt, kehrte sie 1880 wieder nach Frankreich zurück, worauf sie aufs neue wegen Aufreizung zu Gefängnisstrafen verurteilt wurde. Das revolutionäre Frauenzimmer kannte keine Ruhe; nun hat sie diese gefunden, indem sie in Toulon kürzlich gestorben ist.

— **Der Scharfrichter der Vereinigten Staaten,** Edwin Francis Davis, ist 55 Jahre alt. Seit 14 Jahren ist das Henken durch die elektrische Hinrichtung ersetzt worden, und seit dieser Zeit hat Davis 176 Männer und 3 Frauen hingerichtet. Für jede Hinrichtung erhält er 600 K. Das Geheimnis, wie man den Strom sofort durch den Körper des Verurteilten laufen läßt, um ihn schmerzlos zu töten, vertraut er niemandem an und trägt er in seinem schwarzen Handkoffer. Er wechselt beständig die Wohnung, und wenn eine Hinrichtung stattfinden soll, weiß niemand, wo der Henker zu holen ist; aber er läßt nie auf sich warten, sondern stellt sich im verhängnisvollen Augenblick ein, verrichtet seine Arbeit, streicht das Honorar ein und verschwindet wieder.

— **Eine Lebendig-Tote vor Gericht.** Eine alte Frau, namens Connell, von sehr schwächlichem Aussehen, die auf das Leben zugunsten ihrer Nichte, Frau D' Neill auf einige hundert Kronen versichert war, erschien kürzlich vor dem Poltzeigericht in Dublin. Vor einiger Zeit erkrankte Frau Connell. Ihre Nichte zündete neben dem Bett ihrer Tante Wachskerzen an, ging zum Arzt und erzählte ihm, diese sei gestorben, und erhielt von ihm eine Todesbestätigung. Auf das hin behob sie die Versicherungssumme nach der angeblichen Toten, die sich in Wahrheit ganz wohl befand. Doch die Versicherungsgesellschaft bekam Wind und so mußten beide Frauen vor Gericht. Frau D' Neill wurde zum Ersatz der Versicherungssumme und zu einer mehrtägigen Gefängnisstrafe verurteilt.

Forsthaus Eulendorf.

Eine deutsche Familiengeschichte von E. M. Paul.
(Fortsetzung.)

II. Teil.

I.

Einem mit zwei flotten Pferden bespannten, eleganten Schlitten, der am 31. Dezember 1886 vor der angesehensten vornehmsten Konditorei der Kreisstadt gegen 2 Uhr Nachmittags vorgefahren war, entstiegen 3 Personen. Eine etwa 17jährige, blondhaarige, junge Dame, ein langaufgeschossener Knabe, der eine bunte Schülmütze trug, und ein kleines, etwa 4jähriges, reizendes Kind, dessen durch die scharfe Winterluft lebhaft gerötetes Gesichtchen ganz dunkle, nachtschwarze Locken umgaben. Die ebenfalls schwarzen Augen blickten fest in die Welt. Ein mit weißem Pelz besetztes Barrett stand der Kleinen allerliebste. Die junge Dame führte das Kind fürsorglich an der Hand, und betrat mit diesem das Geschäftslokal.

„Aber nicht, wahr Thilde, wir trinken doch Schokolade und essen Kuchen?“ fragte die Kleine, deren Augen begehrlisch nach den verschiedenen Leckereien blickten, die hier so appetitlich aufgestapelt waren.

Die junge Dame gab keine Antwort. Sie wandte sich eben an eine der Verkäuferinnen mit der Frage: „Wie steht es denn mit dem Gebäck, das Mama gestern bestellte? Ist es soweit fertig, daß ich es mitnehmen kann?“

„Bitte, gnädiges Fräulein,“ war die in respektvollem Tone gegebene Antwort, „ich werde gleich nachfragen, gedulden Sie sich einen Augenblick.“

Zwei Minuten später kam die Verkäuferin zurück und meldete: „Die Torten sind fertig, aber mit dem Baumkuchen dauert es wohl noch ein Stündchen.“

„Nun dann wäre es das Beste, wir schicken Johann einstweilen fort, Du bleibst mit Olga hier und ich gehe inzwischen einmal in die Eule,“ äußerte der Gymnasiast, und die, von der Kleinen mit Thilde angeredete junge Dame stimmte der Ansicht des Bruders zu, sie sah nach der Uhr und meinte dann: „Du hast recht, Fritz, so lange dürfen die Pferde nicht stehen. Bestelle den Kutscher, daß er spätestens um 4 Uhr wieder hier ist, ich bleibe mit Olga einstweilen da!“

„Und wir trinken Schokolade und essen Kuchen,“ unterbrach die Kleine die Rede der Schwester, und hüpfte nach dem ihr augenscheinlich schon bekannten Zimmer voran, während der Gymnasiast dem wartenden Kutscher die Weisung gab, und sich entfernte.

In dem sogenannten Damenzimmer der viel besuchten Konditorei fanden die Ein-

tretenden nur zwei Personen, anscheinend ein älteres Ehepaar. Sie saßen an dem der Eingangstür gegenüberliegenden Fenster und blätterten eifrig die neuesten Journale durch. Die kleinen, mit Marmorplatten belegten Tischchen, die umherstanden, boten nur für zwei oder höchstens drei Personen Platz; die Anwesenden musterten die eben Eingetretenen vom Kopf bis zum Fuß. Der jungen Dame mochte das unangenehm sein, sie suchte sich dieser Musterung eiligst zu entziehen, und rief das Kind nach dem hintersten Tischchen, von wo aus sie verstohlene Blicke auf das Ehepaar warf.

Der Herr mochte etwa 70 Jahre zählen, denn das Haupthaar, sowie der martialische Schnurrbart waren schneeweiß, während die noch stramme Haltung den ehemaligen Offizier auf den ersten Blick erkennen ließ; auch deuteten die an dem Gehock befestigten Orden auf einen solchen Stand hin.

Die fast ebenso alt erscheinende Dame trug einen kostbaren Pelz, und war trotz der hohen Jahre noch von sehr distinguiertem Aeußeren, wenn auch das unter der Pelzkapotte hervorquellende Haupthaar wie das des Herrn ganz weiß erschien und um Augen, Mund und Kinn jene Falten zu bemerken waren, die schwere Kümmernisse gewöhnlich einzugraben pflegen. Die beiden hatten sich wieder ihrer Lektüre zugewandt, während die kleine Olga ungeduldig nach ihrer Schokolade verlangte. — —

Wie die Leser vielleicht schon erraten haben werden, sind die drei, am Anfang dieses Kapitels genannten Personen die Kinder des uns bekannten Ehepaars Hans und Olga Werner in Wernshagen. Dem jungen, glücklichen Ehepaare wurde im April 1869 ein Töchterchen geboren, das nach der Pflegemutter Mathilde genannt wurde. Das ist die nun 17jährige junge Dame. Im Juni 1870 folgte ein Knabe, nach dem Großvater Fritz genannt. Bis dahin war der Lebenslauf dieser glücklichen Menschen im alltäglichen Geleise ohne besondere Störung geblieben. Nun kam der Vorgang in Ems, der Krieg mit Frankreich, der in so viele tausende Familien störend eingriff und in seinem Verlaufe ungemein viele Opfer forderte und so mancher Mutter den Sohn, mancher Frau den Gatten raubte.

Den Oberförster Hans Werner hatte man allerdings infolge der 1866 erhaltenen, schweren Verwundung unter die Halbinvaliden, in das 2. Aufgebot eingereiht, aber er hätte es für eine Schmach gehalten, wenn er angesichts jener gewaltigen Zeit seine längst wieder erlangte rüstige Manneskraft verleugnen und sich nicht zum aktiven Dienst hätte melden

sollen. Und so zog Hans als Premierleutnant und Kompagnieführer, zu welchem er sofort ernannt wurde, mit hinaus in den Krieg, die geliebte Gattin mit den beiden Kindern, sowie die Eltern einsam zurücklassend. Auch ihnen blieb die viele Monate lange, quälende Sorge um den Gatten und Sohn nicht erspart, sie nahmen mit Herzklopfen die Zeitungen, die Verlustlisten in die Hand und lebten in der steten Furcht, den Namen des fern von ihnen in Feindesland Weilenden unter den Gefallenen zu finden.

Frau Mathilde blieb auf Bitten des Sohnes und mit Bewilligung des Gatten zur Pflege und Stütze Olga, die sich damals recht angegriffen fühlte, in Wernshagen. Der Förster aber kam jede Woche zwei-, auch dreimal von seinem nun ganz stillen Hause nach dem nicht ganz drei Wegstunden entfernten Wernshagen mit dem „Braunen“ ankutschert, um einen halben Tag in Gesellschaft seiner Lieben verbringen zu können.

Hans hatte schon früher dem Kriegsgott sein Blutopfer dargebracht. Mit Ausnahme eines leichten Streifschusses blieb er diesmal heil und gesund, wurde im Laufe des Krieges zum Hauptmann befördert, erhielt nach Sedan das eiserne Kreuz und kehrte im Juni 1871 in die Arme seiner Olga, zu seinen Kindern und Eltern zurück.

1873 wurde ihm der zweite Sohn Kurt, 1875 der dritte Sohn Hans und 1878 ein zweites Töchterchen Klara geboren, nachdem er bereits 1877 zum Forstmeister aufgerückt und mit der Verwaltung der in einem entfernten Teile der Provinz gelegenen Forstmeisterei Tiefenbrunn betraut worden war.

Wenn auch im Laufe der Jahre die heranwachsenden Enkel während der Sommerferien oft und lange bei den Großeltern weilen durften, so wurde schließlich den Alten das Leben in dem einsamen Forsthaus doch zu einsörmig, und als der Förster, dem bei Vollendung seiner 50jährigen aktiven Dienstzeit der Titel: Königlicher Hegemeister und das goldene Verdienstkreuz verliehen wurde, sein 70. Lebensjahr vollendet hatte, ließ er sich pensionieren und siedelte, da die Dienstwohnung des Sohnes genügend Raum bot, mit seiner Mathilde und der noch immer rüstigen Dörthe nach Tiefenbrunn über, um den Lebensabend im Kreise der Kinder und Enkel zu genießen.

Wenn auch die Großeltern schon längst mit dem Schnee des Alters geziert waren, so gingen beide noch aufrecht, in rüstiger Frische des Geistes und Körpers einher. Beide konnten mit vollem Recht den An-

spruch auf ein noch immer schönes Greisenpaar erheben.

War sonach der Lebensgang der ganzen Familie bisher verhältnismäßig glatt verlaufen, so sollte doch auch ihnen eine trübe Wolke am Lebenshimmel nicht erspart bleiben. Das jüngste Töchterchen Klara starb im Alter von 2 $\frac{1}{2}$ Jahren an einer typhösen Krankheit, ein Jahr später, als die Großeltern bereits nach Tiefenbrunn übergesiedelt waren, erblickte als Ersatz für diesen Verlust ein Töchterchen, Olga, das Licht der Welt.

Hans Werner, der an seinem Körper auch keine nachteiligen Folgen des Feldzuges verspürte, war eine echt deutsche, kräftige Erscheinung. Von seinen Vorgesetzten hochgeehrt, vom Landesherrn mit dem roten Adlerorden 4. Klasse ausgezeichnet, von den Untergebenen als ein zwar strenger, aber humaner Vorgesetzter geliebt und geachtet, war er seinen Kindern ein treu sorgender Vater und sie hingen an ihm mit aller Kindesliebe.

Seine Frau, Olga, hatte zwar der Zeit ihren Tribut zollen müssen, aber sie bot jetzt das Bild einer schönen Hausfrau.

Von materiellen Sorgen nie gestört, war der Haushalt der Forstmeister-Familie auf vornehm bürgerlichen Fuße eingerichtet. Von Zeit zu Zeit empfingen sie auch liebe Gäste, alte und neue Bekannte, aber alle kehrten gern ein, und kamen ebenso gern wieder. Olga verstand es, Gastfreundschaft zu üben, in ihrem Hause Wohlbehagen zu verbreiten, und Einnahmen, sowie Ausgaben richtig zu verteilen. — —

II.

Solange die kleine Olga mit Genuß von Schokolade und Kuchen beschäftigt war, hatte Schweigen im Damenzimmer der Konditorei gewaltet. Nachher hielt aber das lebhafteste Kind auf dem ihm von der Schwester angewiesenen Sitze nicht aus, sondern bewegte sich plaudernd im Zimmer umher, und war eben im Begriff, von dem neben dem Plaze der alten Dame stehenden Stuhle einige Hefte mit Bildern an sich zu nehmen, als die Schwester mahnend rief: „Olga, komm sofort hierher!“ Dadurch aufmerksam geworden, blickte die alte Dame scharf auf das Kind, nahm ein Medaillon, das sie an einem goldenen Ketten am Halse trug, in die Hand, öffnete es, und blickte von diesem immer auf das Kind, als wollte sie irgend etwas vergleichen.

In der That befand sich in dem Medaillon das gemalte Miniaturbildchen eines Kinderköpfcens, das sie jetzt dem Gatten entgegenhielt mit den erregten Worten:

„Feodor, — sieh doch nur diese täuschende Ähnlichkeit!“

Die tiefstehende Winter Sonne durchflutete in diesem Augenblick das Zimmer, einzelne Strahlen brachen sich in den Steinen der antiken Ohrgehänge, deren Geschichte die junge, ebenfalls erregt gewordene Dame von ihrer Mutter her kannte, und die diese ihr auf ihre dringenden Bitten hin geschenkt hatte. Es waren dieselben Ohrringe, die die Mutter einst bei ihrer Aufindung getragen hatte, und von der fürsorglichen Frau Mathilde in Verwahrung genommen wurden.

Der alte Herr machte seine Gattin auf die blitzenden Steine aufmerksam, seine Hände zitterten merklich, als er aus der Hand der Gattin das Medaillon nehmend, das kleine, gemalte Bild aufmerksam mit dem Gesichte des Kindes verglich.

„Wahrhaftig“, äußerte er dann, „solche Ähnlichkeit sah ich noch nie!“

Die junge Dame stand im Begriff, Olga, die sich noch immer neben dem Stuhle mit den Hefen befand, zu sich zu nehmen, doch die Fremde legte die zitternde Hand auf des Kindes Lockenkopf und fragte: „Du heißt Olga, liebes Kind? — Ach bitte, gnädiges Fräulein, lassen Sie mir die Kleine doch noch einige Augenblicke, sie gefällt mir so sehr —“

Während dessen hatte der alte Herr sich erhoben, um sich und die Gattin mit den Worten vorzustellen: Oberst a. D. von Roszynski, — meine Frau.“

Das Mädchen machte eine artige Vorbeugung und sagte: Mathilde Werner, — meine jüngste Schwester Olga!“

Nachdem damit den gesellschaftlichen Pflichten genügt war, fuhr der alte Herr fort: „Verzeihen Sie mein Fräulein, wenn ich Sie mit einer Bitte belästige: Ueberzeugen Sie sich doch einmal selbst, ob Ihr Schwesterchen diesem Bilde hier nicht sehr ähnlich sieht?“

„In der That,“ stammelte das Mädchen, „zum Verwechseln ähnlich!“

„Und noch ein Umstand setzt uns in Erregung,“ mischte sich die alte Dame ein, „nämlich Ihre Ohrringe. Es besteht kein Zweifel, es sind dieselben, die einst unsere Olga trug, als sie auf unerklärliche Weise verschwunden war. Es muß hier irgend ein Zusammenhang bestehen.“

Mathilde kannte die Geschichte ihrer Mutter genau, sie hatte oft genug davon erzählen hören, ebenso wie von dem Umstand, daß die kleine Olga jetzt genau so aussehe, wie ihre Mutter, als man sie damals weinend im Walde fand.

In Mathildens Kopf wirbelte es.

Wie, wenn sie hier die rechtmäßigen Großeltern vor sich hätte?

Die alte Dame hatte das sich gar nicht sträubende Kind auf den Schoß genommen, während der Oberst begann: „Ehe ich mir erlaube, mein Fräulein, Ihnen weitere Fragen vorzulegen, lassen Sie mich erzählen, daß vor mehr als 30 Jahren unser ältestes Kind, ein Mädchen von 4 Jahren auf bisher unaufgeklärte Weise verschwand, während meine Frau und ich besonderer Verhältnisse halber nicht anwesend sein konnten. Und die Ohrringe, die Sie tragen, trug einst unser Kind. Ihr Schwesterchen hat, wie Sie selbst zugestehen; eine frappante Ähnlichkeit mit dem Bilde hier, das unsere Olga darstellt, daß — so kühn der Gedanke erscheinen mag, — ich fast annehme, — es ist unserer Olga verwandt! Wissen Sie vielleicht nähere Angaben zu machen, Fräulein Werner?“

Nun erzählte Mathilde dem erstaunt aufhorchenden, aber immer erregter werdenden alten Ehepaare alles, was sie wußte, wie ihre Mutter im Walde gefunden und an jenen Weihnachts-Abend in das Forsthaus aufgenommen worden war.

Mancher Ausruf der Ueberraschung unterbrach die Erzählung des Mädchens, in den Augen der alten Dame schimmerten Tränen, als Mathilde schwieg.

„Das ist alles für uns von so ungeheurer Wichtigkeit,“ begann der Oberst wieder, „daß ich Sie bitte: Nehmen Sie uns mit zu Ihren Eltern, ich muß Gewißheit haben, Ihre Mutter sehen und sprechen; ein Gefühl, eine Ahnung sagt mir, sie ist meine verlorene, beweinte Tochter, meine Olga! Wenige Schritte von hier befindet sich das Haus meines Sohnes, dort steht ein Schlitten für uns bereit, ich eile, denselben zu holen, in zehn Minuten bin ich zurück. Ihre Eltern werden diesen Ueberfall entschuldigen, mein Fräulein!“

Der Oberst schien wie verjüngt. Mit jugendlicher Behendigkeit eilte er davon und kehrte in kürzester Frist mit dem Schlitten zurück. Da inzwischen Mathildens Bruder ebenfalls eingetroffen und das Gepäck fertig war, konnte die Abfahrt unverzüglich erfolgen.

Die Frau Oberst, welche Olga nicht von ihrem Schoße ließ, wurde von der rasch zutraulich gewordenen Kleinen „gute Großmama“ genannt. Unaufhörlich wiederholte die kleine Plaudertasche das Wort und die alte Dame schien nicht müde zu werden, ihr zuzuhören. Olga wollte durchaus im Schlitten der „Großmama“ fahren und so tat man dem verzogenen Nesthäkchen den Willen. Es saß so warm zwischen dem alten Ehepaare, von denen jedes ein Händchen des Kindes gefaßt hatte. Entzückt lauschten sie dem munteren

Geplauder des roten Mündchens, das nie still stehen konnte.

(Schluß folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 16.—30. April.

16. Samstag. Benedikt Josef Labre, Bettler († 1783); Turibius, Bisch. u. Mär. († 460).

17. Sonntag. Rudolf, Mär. († 1287); Anicet, Papst u. Mär. († 168). Evangelium (Joh. 10, 11—16): Jesus spricht von sich als dem guten Hirten, der sein Leben hingibt für seine Schafe.

18. Montag. Werner, Mär.; Galdin, Bisch. († 1176); Wictorp, Bisch. († 667). — **19. Dienstag.** Leo IX., Papst († 1054); Creszentia, Jgf. — **20. Mittwoch.** Sulpitius, Bisch.; Gerold, Einsiedler († 978); Wicho, Bisch. († 805).

— **21. Donnerstag.** Anselm, Erz. u. Kirchenlehrer († 1109). Sonnenaufg. um 4 U. 58 M. — Unterg. um 7 U. 1 M. Tageslänge 14 St. 3 M. — **22. Freitag.** Soter († 117) und Cajus († 296), Päpste und Mär. — **23. Samstag.** Georg, Märtyrer († 303). (In Krain Landes-Feiertag.) In Böhmen: Adalbert, Bisch. u. Mär. († 997). ☾ Erstes Viertel um 5 U. 32 M. mgs.

24. Sonntag. Schutzfest des hl. Joseph. (In Böhmen: Georg); Fidelis v. Sigmarinaen, Mär. († 1622); Egbert, Priester († 729). Evangelium (Luk. 3, 21—23): Jesus wird bei seiner Taufe im Jordan von Gott als sein vielgeliebter Sohn bezeichnet, von den Menschen aber bei seinem öffentlichen Auftreten mit 30 Jahren als ein Sohn Josephs gehalten. Sonntagsevangelium (Joh. 16, 6—22): Die Jünger werden betrübt über Jesu Worte, daß er über eine kleine Weile von ihnen scheiden werde; er tröstet sie aber mit dem Hinweis auf seine baldige Wiederkunft.

25. Montag. Markus, Evangelist († 68). — **26. Dienstag.** Kletus († 89) u. Marcellinus († 304), Päpste u. Mär.; Trudpert, Mär. († 643). — **27. Mittwoch.** Peregrin, Bisch. († 1345); Rita, Jgf. († 1272). — **28. Donnerstag.** Paul v. Kreuze, Ordensstifter († 1775); Vitalis, Mär. († 62). — **29. Freitag.** Petrus, Mär. († 1252); Robert, Abt († 1110); Dietger, Bisch. († 1129). ☉ Vollmond um 11 U. 34 M. abds. — **30. Samstag.** Katharina v. Siena, Jgf. († 1380). Sonnenaufg. um 4 U. 41 M. — Unterg. um 7 U. 15 M. Tageslänge 14 St. 34 M.

28. April.

Der hl. Paul vom Kreuze, Ordensstifter. († 1775.)

Ein außerordentlicher Nachahmer des hl. Apostels Paulus, der an die Galater schrieb: „Es sei ferne von mir, mich in etwas anderem zu rühmen, als im Kreuze unseres Herrn Jesu Christi“, war der hl. Paul vom Kreuze, dessen glühende Liebe zum Gekreuzigten ihn würdig an die Seite eines hl. Franz v. Assisi, seines zweiten Namenspatrons, stellt. Paulus Franziskus Danei ist 1694 zu Ovada bei Genua geboren. Schon bei seiner Geburt erfüllte, wie seine Lebensbeschreiber berichten, des Nachts ein seltsamer Glanz das elterliche Haus. Bereits

in zartester Jugend erfreute er sich eines besonderen Schutzes der Himmelskönigin, der er die Errettung vom sicheren Tode des Ertrinkens verdankte. Raum zum Gebrauche der Vernunft gekommen, entbrannte sein unschuldsvolles Herz in heißer Liebe zum Gekreuzigten und Maria, der Schmerzensmutter. Er versenkte sich immer mehr in das bittere Leiden Jesu, fastete und geißelte seinen Körper, mischte am Freitag seinen Trank mit Essig und Galle und scheute keine Bußübung. Sein sehnlichster Wunsch war, für Christus den Martertod zu erleiden, weshalb er sich dem Heere der Venetianer anschloß, die zum Kriege gegen die Türken rüsteten. Allein im Gebete wurde ihm offenbart, daß Gottes Wille ihn zum himmlischen Kriegsdienste bestimmt habe. Er kehrte daher zurück in seine Heimat, wo er die verlockendste Heirat und das väterliche Erbe ausschlug, bestrebt, den steilen Weg des Kreuzes zu wandeln. Mit einigen Genossen begab sich Paul auf den Berg Argentaro, wo ihm Gott in einem Gesichte eine Regel für eine neue Ordensstiftung und das Ordenskleid zeigte. Nach sorgfältiger Prüfung bekleidete der Bischof von Alessandria den frommen Einsiedler mit dem ihm geoffenbarten Gewande, und gestattete Paul, obwohl noch Laie, als Bußprediger aufzutreten. Im Gehorsam gegen Papst Benedikt XIII. studierte Paul dann in Rom Theologie und empfing 1727 die Priesterweihe, worauf er mit großem Erfolge sein Missionswerk fortsetzte. Es gelang ihm durch die wunderbare Kraft seiner Predigten über das Leiden Christi auch die verhärtetsten Sünder, Irrgläubige und Verbrecher zur Buße zu bewegen. Gott zeichnete diesen Heiligen als ein besonderes Gefäß der Auserwählung auch mit der Gabe der Wunder, Weissagung und fremder Sprachen aus und offenbarte ihm nicht selten die Geheimnisse der Herzen.

Von Augenzeugen wird berichtet, daß er bei seinen Predigten und beim hl. Messopfer in Tränen ausbrach und sein Antlitz von überirdischem Lichte erstrahlte, daß der Brand seiner Liebe zu Gott sich selbst äußerlich kundgab, indem seine Kleider in der Nähe des Herzens wie von Feuer versengt erschienen und zwei Rippen durch das von Liebesglut erweiterte Herz hervortraten. Wiewohl selbst Päpste ihn hoch verehrten, hielt sich Paul doch für einen unnützen Knecht und den ärgsten Sünder und übte bis ins hohe Alter die schwerste Buße. Seinem Beispiele folgten viele nach Vollkommenheit strebende Seelen, für die er einen männlichen und weiblichen Orden gründete, deren Mitglieder außer den drei Gelübden der Armut, Keuschheit und des Gehorsams auch noch ein viertes ablegten, nämlich die Betrachtung des Leidens Christi zu pflegen und zu fördern, weshalb sie „Passionisten“ genannt wurden.

Mehrere Päpste bestätigten und milderten die strenge Regel dieses neuen Ordens, dessen hohen Aufschwung der hl. Stifter selbst noch erlebte. Wie Paul vorhergesagt, starb er in Rom, am 18. Oktober 1775, die Liebe und

Andacht zum Gekreuzigten seinen Schülern hinterlassend. Papst Pius IX. sprach ihn wegen der großen Wunder, mit denen Gott diesen demütigen Liebhaber des Kreuzes verherrlichte, im Jahre 1867 heilig und verordnete sein Fest für die ganze Kirche am 28. April.

Das Kreuzzeichen.

Der katholische Christ bekennt seinen Glauben am häufigsten und kürzesten durch das hl. Kreuzzeichen, sagt der schöne Katechismus von Spirago.

Was dem Staatsdiener die Uniform, das ist dem kath. Christen das hl. Kreuzzeichen; durch dieses gibt er zu erkennen, daß er sich zur Lehre des gekreuzigten Heilandes bekennt. Den Juden und Heiden ist das Kreuz ein Gegenstand des Hasses und Spottes. Auch die Protestanten wollen vom hl. Kreuzzeichen nichts wissen. Deshalb ist das Kreuzzeichen nur den katholischen Christen eigen. Das Kreuzzeichen zu machen, ist eine uralte, in der ganzen Kirche übliche Gewohnheit. „Bei jedem Ein- und Ausgange, beim Bekleiden, beim Baden und bei Tisch, beim Lichtanzünden, Schlafengehen, und was immer für eine Beschäftigung wir pflegen, bezeichnen wir die Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes,“ sagt schon Tertullian im 2. und 3. Jahrhundert nach Christus.

Durch das Kreuzzeichen bezeugen wir, daß wir an den gekreuzigten Heiland und an den dreieinigen Gott glauben. Das Kreuzzeichen ist somit ein kurzer Auszug unserer christlichen Religion; denn die Erlösung am Kreuze und die heiligste Dreifaltigkeit sind ja die wichtigsten Stücke des kath. Glaubens. Zugleich bezeichnet das Kreuzzeichen die drei Haupteigenschaften des Glaubens. Wir machen das Kreuz auf die Stirne, Mund und Brust und wollen damit sagen, daß wir in Gedanken alles fest für wahr halten, was Gott offenbart hat, mit dem Munde es treu bekennen, und mit dem Herzen in Liebe umfassen und danach leben wollen. Fromme Christen bezeichnen sich darum oft mit dem Kreuze und weihen dadurch der heiligsten Dreifaltigkeit ihre Gedanken, Worte und Gefühle. Das Kreuzzeichen ist darum keine leere Zeremonie, sondern eine Segnung. Der Segen Gottes besteht immer in der Abwendung von Uebeln und in der Verleihung von Gütern. Das Gegenteil des Segens ist der Fluch Gottes. Der Fluch Gottes nahm seinen Anfang am Holze des Baumes der Erkenntnis im Paradiese, der Segen hat seinen Ursprung in den Wunden des Erlösers am Kreuze auf Golgatha. Darum ist das Kreuz uns Christen das Zeichen des Heiles und Segens und die Kirche spendet alle hl. Sakramente und Segnungen im Zeichen des Kreuzes.

Wenn der Priester das Haupt des Täuflings mit Wasser begießt, wenn der Bischof dem Firmiling mit hl. Chrisam salbt, wenn die hl. Kommunion gespendet wird, wenn der Beichtvater den reuigen Sünder lospricht von seiner Sündenlast, wenn der

Kranke bei der hl. Delung zum letzten Kampfe gestärkt wird, wenn der Bischof die Hände des Priesters zur Darbringung des hl. Messopfers bei der Priesterweihe salbt und wenn der Bund fürs Leben unter frommen Christen geschlossen wird, so geschieht es immer im Zeichen des hl. Kreuzes. Mit dem Zeichen des Kreuzes hat einst der hl. Franz v. Paula den Sturm des Meeres gestillt, haben andere Heilige Feuersbrünste ausgelöscht, Kranke geheilt, giftige Speisen unschädlich gemacht, haben die Märtyrer sich für die Peinen des Martyriums gewappnet und stärkten sich auch heute noch fromme Katholiken im letzten Totenkampfe.

Mache auch du, mein Christ, recht oft das hl. Kreuzzeichen. Papst Pius IX., genannt „Kreuz vom Kreuze“, hat für jedesmaliges andächtiges Bezeichnen mit dem Kreuze einen Ablass von 50 Tagen verliehen. Die hl. Editha, Königstochter in England, machte sehr oft das Kreuz; 13 Jahre nach ihrem Tode fand man den Daumen ihrer rechten Hand noch unverkehrt.

Schäme dich nie, das Kreuz zu machen. Nur der Tor schämt sich seines Ehren- und Siegeszeichens. „Der Teufel freut sich, wenn man das Kreuz verleugnet“, sagt schon der hl. Märtyrer Ignatius von Antiochien (107); „denn es ist sein Verderben und das Siegeszeichen wider seine Macht.“ Vom Kreuze gelten auch jene Worte, die Konstantin der Große (312) an Himmel sah: „In diesem Zeichen wirst du siegen.“

Rechtskunde.

Entscheidung über unreine Wohnungen.

Aus Wien, 31. März, wird gemeldet: Im August vorigen Jahres bezog Frau E. E. eine Wohnung im Hause des Herrn H. E. Als beim Einziehen sich zeigte, daß die Wohnung von Rissen, Schwaben, Wanzen u. s. w. derart infiziert war, daß sie nicht gebrauchsfähig war, ließ Frau E. diesen Zustand durch den Sachverständigen Architekten Dietrich konstatieren, zog sofort aus und begehrt in einer Klage vom Hausherrn den Mietzins zurück. Das Bezirksgericht Leopoldstadt wies die Klage ab, da ein Wanzenvertilger als Sachverständiger erklärte, die Wohnung wäre nach vorgenommener Reinigung gebrauchsfähig gewesen. Das Landesgericht gab der Berufung der Klägerin Folge und erkannte, daß der Hausherr zur Ersatzleistung dem Grunde nach verpflichtet sei. Die Revisionsbeschwerde des Hausherrn wurde vom Obersten Gerichtshof verworfen. Der Oberste Gerichtshof fand, daß die Verurteilung des Hausherrn berechtigt war, obwohl es sich um einen behebbaren Mangel handelte. Der Umstand, daß das Ungeziefer hätte vertilgt werden können, wäre vielleicht maßgebend gewesen, wenn es sich um die Zeit vor dem Einziehtermin oder um eine Zeit gehandelt hätte, in welcher die Partei die Wohnung noch nicht benötigte. Im vorliegenden Falle war die Partei im Begriffe, die Wohnung in Gebrauch zu nehmen und kann ihr nicht zugemutet werden, in diesem Zeitpunkte einen Versuch,

die Wohnung von Ungeziefer zu befreien, zu gestatten, sich während dieser Zeit die Belästigung durch ekelerregendes Ungeziefer gefallen zu lassen und sich außerdem der Gefahr auszusetzen, daß auch die Möbel und sonstige Fahrnisse infiziert und beschädigt werden. Sache des Vermieters wäre es gewesen, vorher für eine gründliche Reinigung Sorge zu tragen und die Wohnung in bereits brauchbarem Zustande zu übergeben.

Neues vom Tage.

— **Ueber den Kampf mit einem Löwen** wird nach den Angaben des deutschen Feldwebels Ullmann von der Schutztruppe der „Deutsch-ostafrikanischen Zeitung“ berichtet: Mein Schuß zertrümmerte ihm den Unterkiefer. Man kam er aber in mächtigen Sägen auf mich zu. Er schlug mich durch den Sprung das Gewehr aus der Hand und riß mich nieder. Da ich mit der linken Hand abwehrte, biß er in sie, und ein Zahn drang durch und durch. Ich stieß ihm nun den rechten Arm in den Rachen, worauf er mich losließ, um gleich wieder den linken Arm zu packen, den ich stets abwehrend hielt. Nun suchte er mich an der Gurgel zu packen; dies merkend, zog ich das Kinn ein, packte den Löwen mit der rechten Hand fest an dem Hals und drückte meinen Kopf mit ganzer Kraft an denselben. Während ich mit der verwundeten Hand nach dem Gewehr suchte, machte sich der Löwe los und biß mich in den Kopf. Mit aller Kraft riß ich jedoch den Kopf aus dem Rachen, wobei das Fleisch bis auf den Knochen aufgerissen wurde. In diesem Augenblick setzte einer der Askari-Rekruten, der allein zurückgekommen war und dem ich bereits mehreremals zugerufen hatte, der Sache ein Ende zu machen, und zu schießen, gleichgültig wen er trafe, dem Löwen das Gewehr fast auf den Schädel und gab ihm den Fangschuß. Der Löwe war so auf mich veressen, daß er das Herankommen des Askaris gar nicht bemerkt hatte. Langsam sank er um, mir bei seinen Todeszuckungen noch ganze Stücke Fleisch aus dem Arm reißend. — Ullmann blutete aus etwa 70 Wunden, hatte aber noch die Kraft, um nach dem 800 Meter entfernten Dorfe rennen zu können, wo er notdürftig verbunden wurde. Jetzt liegt er im Lazarett zu Dar-es-Salam; seine Wiederherstellung wird noch längere Zeit beanspruchen.

— **Aussterbendes Edelwild.** Keines der amerikanischen Jagdtiere, vom Wisent oder Büffel abgesehen, ist so schonungslos verfolgt worden wie der vormalig so verbreitete kanadische Hirsch oder Wapiti, in den Vereinigten Staaten allgemein Elch genannt. Gegenwärtig sind die Wapiti, von vereinzelt Exemplaren, die in Minnesota, Manitoba, Kalifornien und Neu-Mexiko angetroffen werden mögen, auf einen schmalen Streifen in den Felsengebirgen von Colorado, Wyoming und Montana und höher hinauf durch die Ebenen von Alberta beschränkt, sowie auf kleine pazifische Küstengebiete. Am meisten findet man sie im Yellowstone-Park, wo große Herden ihre Sommer-

quartiere haben. Der Wapiti ist der stolzeste und größte Vertreter der Hirschfamilie; er erreicht eine Schulterhöhe von 1.40 Meter und sein Geweih eine Länge von 1.25 bis 1.50 Meter. Sein Fleisch wird von Roosevelt sehr schmackhaft gefunden. Wertvoll ist seine Haut und seine Zähne werden von den Mitgliedern des freimaurerähnlichen Geheimordens der Elche (Order of the Elks) als Schmuck und Amulett getragen.

— **Russe und Japaner.** Ein amüsantester Vorfall wird aus Bensa berichtet, wo ein Ringkampf auf der Bühne zwischen Grigoriew, dem „russischen Herkules“ und einem sogenannten Japaner namens Suma Sari allabendlich große Meagen anlockte. Bei diesem Ringen gewann der „russische Herkules“ immer, wenn auch erst nach schrecklichem Kampfe. An dem Tage der letzten Vorstellung verlangte er eine Erhöhung seines Gehalts; als ihm diese nicht gewährt wurde, ging er weg und erklärte, diese Weigerung solle der Direktion teuer zu stehen kommen. An jenem Abend wurde das Publikum in nicht geringes Staunen versetzt. In dem Augenblick, wo der „russische Herkules“ zum Griff kam, wurde er von dem Japaner ergriffen, hochgehoben und tatsächlich in das Publikum hineingeschleudert. Die Versammlung protestierte zornig dagegen, da kein japanisches lebendes Wesen mit rechtlichen Mitteln einen Russen werfen könne. Da trat aber Suma-Sari vor und schrie, er sei ein besserer Russe als sein Gegner und um seine Worte zu bekräftigen — riß er seine Perücke und seinen Zopf ab und deckte den Betrug auf.

— **Heuschreckenplage.** Vom 15. bis 22. Februar d. J. passierten, wie ein indischer Missionär der „kath. Rztg.“ schreibt, große Schwärme Heuschrecken, Wolken bildend, das Hochland zwischen Goa und Bombay. Die Tierchen ließen sich gegen Abend auf die Erde nieder, zerstörten alles, was grün war, um am anderen Tage wieder weiter zu fliegen. Vor allem um Sagara hausten sie arg. Acht Stunden brauchten die Tierchen, schwere Wolken bildend, die einen tiefen Schatten um die Gegend warfen, um diesen Ort zu passieren, obwohl sie ziemlich schnell flogen (7—8 engl. Meilen in der Stunde.) Die Ausdehnung der Masse wurde auf 224 engl. Quadrat-Meilen geschätzt. Wo sich dieses Ungeziefer niederließ, stürzten die dicksten Bäume unter der Last zu Boden und die Aeste wurden zermalmt.

— **47 mal verheiratet.** Unlängst stand der 32 Jahre alte Straßenbahnwagen-Kondukteur Shipple in Elizabeth in Amerika unter der Anklage der Bigamie vor Gericht. Er setzte den Richter in Erstaunen durch das Geständnis, daß er viele Male verheiratet war, etwa 47 mal, wie er glaube. Zwei seiner Frauen waren im Gerichtssaale anwesend, und es wurde gesagt, daß er mindestens vier andere Frauen geheiratet habe, von denen eine in San Francisco ist, während sich die anderen in New-Jersey befinden. Der Angeklagte wurde festgehalten, bis die Großgeschworenen eine Entscheidung in dem Falle treffen.

Heimkehrende Herde.

Der Tag ist um, der Schlummer winkt,
Der Heide still Gelände blinkt
In rosenroten Düften.
In Näh' und Ferne süße Ruh',
Die Birken flüster ab und zu
Nur mit den linden Lüften.

Gen Westen, wo das Rot verweht,
Im Eichenhain die Hütte steht
In ihrem grauen Kleide.
Dahin nun geht's im frohen Schritt,
Und schweigend geht der Friede mit
Wohl aus der stillen Heide.

O wonnesame Einsamkeit,
Durch deine Traumgelände weit
Wie gern bin ich geschritten!
Der alten Erde Jugend währt
Allda noch rein und unversehrt
In deines Schöpfes Mitten.

Aug. Schiffmacher.

lichkeit eingehen, wie also suchst du einen anderen Weg als den königlichen Weg des Kreuzes?" Bleibt dir das heilige Kreuz, der Kompaß auf der Pilgerreise des Lebens, dann schreitest du sicher voran auf dem schmalen Wege, der zum Himmel führt. —

„Kreuze an dem Wege stehen,
Um den Weg zu weisen;
Pilger, die zum Kreuze sehen,
Werden sicher reisen.“

Die überlisteten Türken.

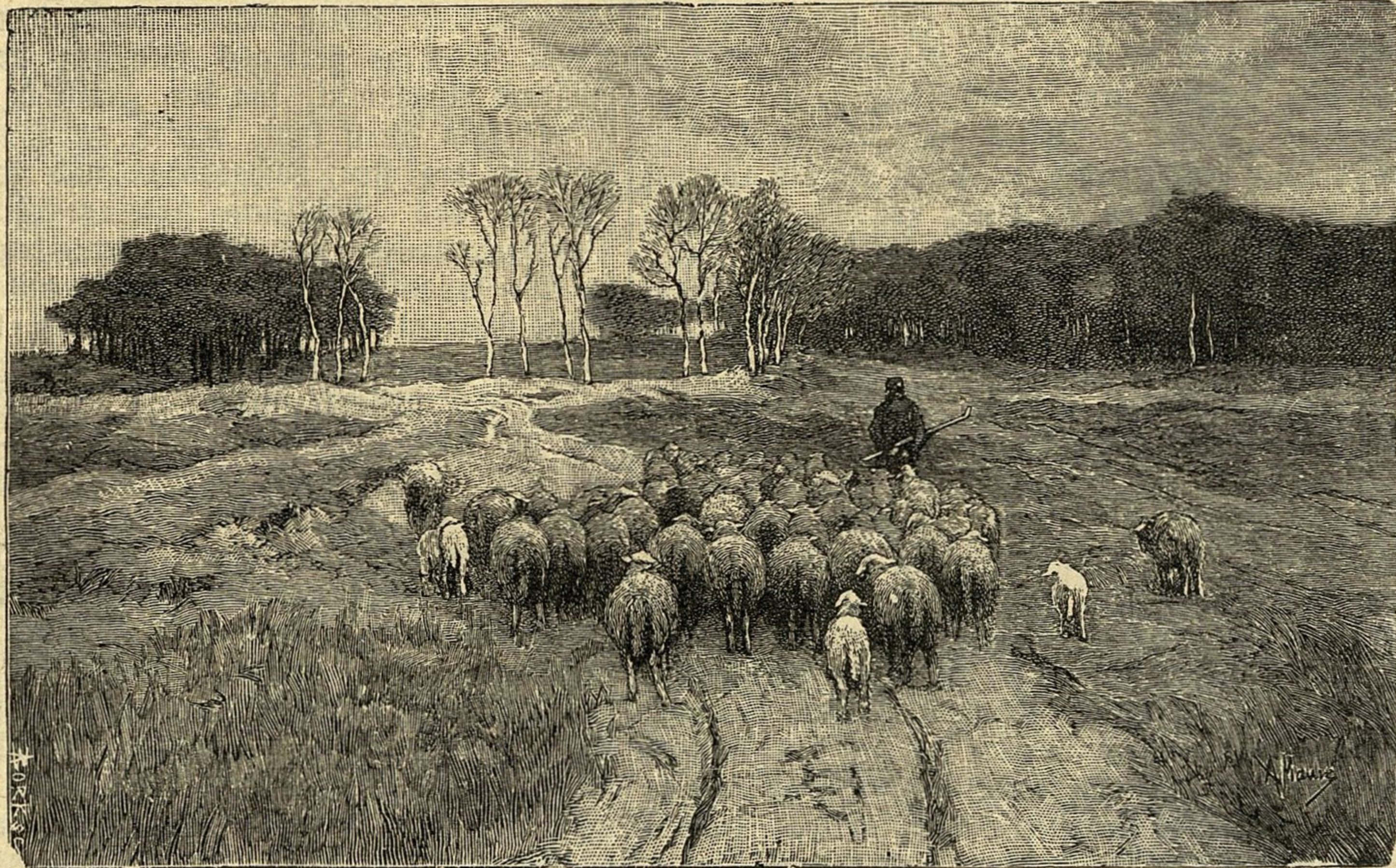
Kardinal Isidor von Thessalonich war eifrig bemüht um die Wiedervereinigung der griechischen und russischen Kirche mit der römischen. Zu diesem Zwecke kam er im November 1452 nach Konstantinopel. Die Liebe zu seinem Volke und der Eifer, Rettung und Hilfe dem bedrohten Reiche zu bringen, hielt ihn solange in der unglücklichen Stadt auf, bis durch die eindringenden Kriegs-

Bauern stand in Flammen, über hundert Menschen sahen dem Brande zu und der Hausvater wehklagte, daß drei seiner Kinder in den Flammen geblieben seien. Da wußte sich Pfarrer Damidot in die Flammen, ein mutiger Bürger folgt ihm nach, und zwei Kinder wurden gerettet. Schon ist das Haus dem Einsturz nahe, als sich der edle Priester zum zweitenmale in die Flammen wagt, um das dritte Kind dem Tode zu entreißen. Mit Brandwunden bedeckt, aber von allen Gegenwärtigen gesegnet, kehrte der fromme Priester still in sein Pfarrhaus zurück.

Ein fruchtbringender Auftrag.

Ein junger Mann, der schon lange auf seine religiösen Pflichten vergessen hatte, besuchte, im Begriffe eine Reise nach Paris zu machen, aus Höflichkeit eine Dame, um sie zu fragen, ob sie vielleicht eine Bestellung habe. „Ich hätte schon einen kleinen Auftrag,“ erwiderte die Dame, „jedoch ich fürchte, er wird Ihnen lästig fallen.“ — „Durchaus nicht, Madame, ich bin zu jedem Auftrage gern bereit,“ antwortete höflich der junge Mann. — „Nun wohl,“ fuhr darauf die Dame fort, „dann haben Sie die Güte, bei ihrer Anfun't in der Hauptstadt in der Kirche N. D. des Victoires für mich ein Ave Maria zu beten.“ Mit dem Versprechen, den Auftrag beiseits zu bejorgen, verließ der junge Mann die Dame und begab sich auf die Reise; der sonderbare Auftrag jedoch war nicht nach seinem Geschmack, da das Gebet längst bei ihm außer Gebrauch war. — Nach einem Aufenthalt von über einem Monat, nachdem er die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten von Paris kennen gelernt, wollte unser junger Herr sich zur Abreise rüsten: doch da fiel ihm ein, daß er den versprochenen Auftrag an die Mutter Gottes noch nicht ausgerichtet habe. So machte er sich denn auf den Weg zur Kirche, und im Gotteshause angekommen, läßt er sich auf eine Bank nieder, um nun das versprochene Ave

Maria zu verrichten. Doch es dauert noch einige Zeit, ehe er sich des Gebetes seiner Kinderjahre wieder erinnert; endlich aber geht's doch wieder, — er betet, — nach langen Jahren wieder ein Ave Maria! . . . Da plötzlich wird's ihm wundersam ums Herz; „Bitte für uns arme Sünder“ —, er vergießt Tränen, Tränen inniger Reue! Maria hat so für den armen Sünder Fürbitte eingelegt! Der Pfarrer der Kirche, der eben den jungen weinenden Mann erblickte, hatte bald die Ursache erraten; er verhalf ihm zu einer guten Beichte und Kommunion und gab ihm so den Frieden seines Herzens wieder. In seine Heimat zurückgekehrt, galt der erste Gang der guten Dame, die ihm den Auftrag gegeben, und die in felsenfestem Vertrauen auf Maria des jungen Sünders Bekehrung begehrt hatte.



Heimkehrende Herde.

Spiegel und Kompaß.

Rosendus, Bischof von Compostella in Spanien, ließ ein großes Kreuzifix errichten und damit alle Beschauer des Kreuzifixes so gleich verständigen, was dasselbe ihnen sein sollte, ließ er an dem linken Arme des Kreuzes das Bild eines Kompasses, an dem rechten Arme desselben das Bild eines Spiegels hängen. Die Inschrift unter dem Kompaß sagte: „Monstrat tibi viam“; „er zeigt dir den Weg.“ Das Kreuzifix ist ein Kompaß, ein Wegweiser zum Himmel; denn er ruft ja jedem, der davor kniet und es fromm betrachtet, jedem, der vorübergeht und es andächtig begrüßt, in stiller Predigt unablässig zu, was ich einmal an einem Wegkreuze las:

„Sag' an, wo geht die Reise hin?
Präg' dir mein Bild in Herz und Sinn,
So bringt dir jeder Schritt Gewinn.“

Der gottselige Thomas von Kempen sagt:
„Christus mußte leiden und so in seine Herr-

schaften Mohammeds kein Entkommen mehr möglich war. Am Pfingstfeste, 29. Mai 1453 richteten die Türken in der von der kirchlichen Einheit mit Rom abgefallenen Stadt ein furchtbares Blutbad an. Kardinal Isidor, nach dem die Türken sahn deten, entkam aber durch eine List. Er bekleidete eine Beichte mit den Abzeichen der Kardinäle, während er selbst unerkannt als Sklave nach Kleinasien und später nach Rom floh. Die überlisteten Türken trugen nun den Kopf des vermeintlichen Kardinals im Triumphe durch die Stadt. Doch ihre Freude war verfrüht; der totgeglaubte Kardinal wurde bald darauf zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt.

Seldennut.

Ein katholischer Priester aus Frankreich, namens Damidot, hat sich bei einem Brande besonders ausgezeichnet. Das Haus eines

Winter und Frühling.

Ein Nichtein steckt das and're an —
Drum find' ich es nicht wohlgetan,
Des Winters hier zu denken.
Der Venz, erblüht im Enkelkind,
Wiß auch mit seinen Freuden lind
Großmütterchen beschenken.

Und ist der Venz verwelkt, verdorrt,
Im Herzen blüht die Liebe fort
Mit ihren ew'gen Rosen.
Großmutter spürt das Alter nicht
Als Gast, da sie im Sonnenlicht
Das Enkelchen darf kosen.

Sie fühlt sich wieder jung einmal,
Ganz so, wie anno dazumal
In eignen Kinderzeiten.
Das ist's, was wahre Lieb vermag:
Im Herzen drinnen Tag für Tag
Das wahre Glück bereiten.

Aug. Schiffmacher.

Die Fußwaschungs-Zeremonie.

Wie alt die Zeremonie der Fußwaschung am Gründonnerstag im österreichischen Kaiserhaus herrschend ist, kann schon daraus ersehen werden, daß vor 368 Jahren — nämlich Kaiser Karl V. (1519—1558), zur Zeit der Regierung des Papstes Paul III. (1534—1550), den 13. April 1536 zu Rom, seit 6. April weilte, und am erstgenannten Tage, dem Tage des Gründonnerstages (13. April) 12 armen Männern die Füße persönlich wusch. Kein Herrscher des Habsburger-Reiches unterläßt diesem edlen Beispiel des Kaisers Karl V. am genannten Tage der Charwoche, wo der Erlöser das heilige Altarsakrament eingesetzt hat, zu folgen. Und so unterzieht unser Kaiser jedesmal sich dieser Aufgabe.

Der überlistete Räuber.

Ein guter, alter Kapuzinerbruder stieg gegen Abend langsam Schrittes den Hügel hinauf, um in das Kloster zurückzukehren mit dem Ertrage der Sammlung, die er während des Tages in einigen Nachbardörfern gemacht hatte. Er betete langsam seinen Rosenkranz und trug auf dem Rücken einen mit Gemüse, Früchten, Brot und allerlei Gaben angefüllten Sack; es waren die Nahrungsmittel des Klosters für die zwei folgenden Tage. Außerdem hatte er in einer Ecke seines Taschentuches einige Mark für den Unterhalt der Kapelle eingeknüpft. Bruder Hieronymus kam zu spät an jenem Tage, denn er hörte in der Ferne den hellen Ton des Klosterglöckchens, welches schon den Abendgottesdienst verkündete. Daher verließ er die Hauptstraße und schlug einen Nebenweg ein, der durch den dichten Wald führte und etwas kürzer war. — Kaum war er im Walde angekommen, als ein Mann mit böser Miene und einem Revolver in der Hand auf ihn stürzte. „Geld oder Leben!“ schrie der Räuber. Vergeblich erklärte der Bruder, daß er nur wertlose Sachen in seinem Sack habe und daß das Geld nicht ihm gehöre. Er bittet, er fleht, der „Herr Räuber möge ihn doch ruhig seines Weges ziehen lassen.“ Vergebens,

wohl oder übel muß er den Sack samt den Geldstücken, die der Sakristan mit so großer Freude übernommen hatte, dem Räuber überlassen. Gegen Gewalt mußte er also Rißt gebrauchen. Schon geht der Dieb, zu Frieden mit seinem Fange, hinweg, als der Bruder ihn zurückruft. — „Herr!“ sagt er zu ihm, „Sie sind so gut gewesen, mir mein Leben zu lassen; nun aber muß ich fürchten, daß ich im Kloster sehr übel aufgenommen werde, wenn ich mit leeren Händen komme.

aus dem Revolver ab; der Bruder besichtigt dieselben. „Sie sind aber sehr klein,“ sagte er „man sieht sie kaum; schießen Sie doch lieber noch einige Male!“ — Jener schießt und sagt sodann: „Das waren aber die letzten Kugeln meines Revolvers!“ — „Haben Sie vielleicht nicht ein größeres Kaliber?“ — „Nein!“ — „Aha, Schurke!“ rief der Kapuziner, „jetzt hat Dich der Ruckuck geholt! Nun bekommst Du es mit mir zu tun!“ — Sofort stürzte sich Bruder Hiero-



Winter und Frühling.

Ja, ich fürchte, sie werden mir gar nicht glauben, wenn ich erzähle, was geschehen ist. Möchten Sie nicht so gut sein und einige Kugeln in meine Rutte schießen; die Böcher würden beweisen, daß ich wirklich angegriffen und gezwungen worden bin, alles herzugeben.“ — „Sehr gern,“ antwortete der Räuber, „breiten Sie einmal Ihren Mantel aus!“ — Der Räuber gibt nacheinander drei Schüsse

Hieronymus, der trotz seines Alters noch sehr kräftig war, auf den ganz verblüfften Räuber, packt seinen Mann am Kragen, nimmt ihm den Sack und das Geld wieder ab, prügelt ihn windelweich durch und geht zufrieden heim.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

— Rom. Am 11. April celebrierte der hl. Vater Pius X. im St. Petersdom ein feierliches Hochamt zu Ehren des hl. Papstes Gregor d. Gr., wobei gegen 1100 Sängern ten sog. „traditionellen“ Choral sangen. Die F e b u n g des Kirchengesanges hat sich bekanntlich Pius X. zu einem seiner ersten Aufgaben gemacht. Diese großartige Papstmesse war einer der ersten und größten Erfolge auf diesem Gebiete, da ja bisher in Rom der Kirchengesang am meisten zu wünschen übrig ließ. — Fast gleichzeitig wurde ein St. Gregoriuskongress in Rom abgehalten, der sich namentlich mit dem gregorianischen Choral befaßte. Am Ostermontag empfing Pius X. eine starke Abordnung des 50. Katholikentages von Deutschland, an die der Papst ehrenvolle, aufmunternde Worte richtete. Pius X. dankte den deutschen Katholiken für ihre Ergebenheit gegenüber der Kirche und betonte die freundliche Gesinnung des deutschen Kaisers gegen seine Person und die katholische Kirche. Ein großer Teil des Verdienstes gebühre aber der Zentrumsfaktion des deutschen Reichstages. — Der hl. Vater hat die Kodifizierung (gesetzl. Festlegung) des kanonischen Rechtes und der einzelnen kirchlichen Satzungen angeordnet und mit dieser ungeheuer großen und schwierigen Aufgabe eine Kardinalskommission betraut. Möge das bedeutsame Werk glücklich gelingen. — Am Okerdientstag hatten 100 Mitglieder des Pilgerzuges ungarischer Studenten und 32 katholische Lehrer von West-Deutschland Gelegenheit, die außerordentliche Liebenswürdigkeit Pius X. in einer Privataudienz kennen zu lernen. Am Gründonnerstage, wo sonst nur die höchsten Persönlichkeiten empfangen wurden, hatten heuer sieben Innsbrucker Theologen eine Audienz beim hl. Vater, nachdem sie zuvor aus seiner Hand die hl. Kommunion empfangen. Der Papst interessierte sich sehr für die gewünschte und notwendige Reform der theologischen Studien. Nach der Audienz ließ der Papst den überglücklichen Theologen noch ein Frühstück im Vatikan verabreichen.

— **Verschiedenes.** Der Nachfolger des Erzbischofs Dr. Kohn wird vom Papste selbst ernannt werden. Gegen Bischof Fr. Bauer von Brünn wird bereits Stimmung gemacht. — Der Titularbischof von G o s w a r d e i n Josef Winkler hat zu seinem diamantenen Priesterjubiläum 101.000 K zu wohlthätigen Stiftungen gespendet, nachdem er bereits früher insgesamt 450.000 K anonym zu kirchlichen Zwecken gestiftet. — In Wien hat ein Bürgerchüler einen furchtbaren Gottesrebel durch Auspucken und Bertreten der hl. Hostie verübt. Moderne Jugend!

Oesterreich-Ungarn.

Der Reichsrat ist vom Kaiser für den 19. April nach Wien einberufen. Die Möglichkeit, daß diese nächsterliche Session wieder durch die jungtschechische Obstruktion zur gänzlichen Unfruchtbarkeit verurteilt wird, ist noch nicht ausgeschlossen; vorläufig ließen die führenden Jungtschechen von ihrem Partelausschluß sich ihre frühere Taktik beloben und zur Fühlungnahme mit den ihnen bisher nahestehenden Parteien aufmuntern. Die Polen gaben sich Mühe, die Jungtschechen von einem Widerstande gegen die Delegationswahlen abzubringen. Die reichsgemeinsamen Delegationen sollen im Mai in Pest tagen; von denselben werden gleich 30 statt 15 Millionen Kronen für die neuen Geschütze gefordert werden. Auf der Tagesordnung der

1. Sitzung des österr. Abgeordnetenhauses am 19. April stehen der Entwurf des Finanzgesetzes und Staatsvoranschlages für 1904 und die erste Lesung der jüngsten kaiserlichen Steuerverordnungen. Die eingeleitete nationale Verständigungskaktion hat bisher zu keinem aussichtsvollen Ergebnisse geführt. Für die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes an Stelle der privilegierten Wahlkurien machen sich immer mehr Stimmen geltend.

In Ungarn ist es nun mit der Militärfrage soweit in Ordnung; die Rekrutierung für 1904 geht bereits zur regelrechten Zeit vor sich. Im Abgeordnetenhaus wird es nur einen Sturm gegen die Erhöhung der Zivilliste geben, aber ohne Obstruktion. Am 12. April erklärte dort der Ministerpräsident Graf Tisza, daß das vorzulegende neue Wahlgesetz schon für 1906 Anwendung finden möchte. Neben dem in Bälde einzubringenden Staatsvoranschlage seien zu erledigen die Investitionsvorlage, die Reform des Matrikengesetzes, Gehaltsregulierung der Komitetsbeamten, das Ermächtigungsgesetz betreffend die Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland und Italien zc.

— **Verschiedenes.** Der auf seiner Villa in Sachsenhausen-Frankfurt a. M. am 5. April verstorbene Reichenberger Großindustrielle Frh. Heinrich v. Stebieg, ein großer Freund der Kunst und der Naturschönheiten, hat der Stadt Reichenberg in baar, teils in Baulichkeiten gegen 5 Millionen K hinterlassen: 1 Million für verschiedene Armenstiftungen, seine Gemäldesammlung (die kostbarste in Oesterreich) und 600.000 K, zu deren Erhaltung, dem Gewerbemuseum seine seltene Sammlung von Metallarbeiten zc. und zu deren Vermehrung 3.000 K der Volksbibliothek 100.000 K, ferner der Stadt die „Hohenhabsburg“, Warte, Grundstücke und die Hälfte des Wertes des zu veräußernden Frankfurter Palastes. — Der am 10. April in Reichenberg verstorbene Privatier Jos. Lange hat für gemeinnützige Zwecke 35.400 K hinterlassen, davon dem dortigen Stiechenhausfond 24.000 K, dem Vinzenzvereine 200 K, für eine Heiratsausstattungsstiftung 6000 K zc. — In Prag starb am 29. März hochbetagt der Majoratsherr der Wolliker Linie der Schwarzenberger, Fürst Karl Adolf, der, einem alten deutschen Geschlechte entsprossen, nationalpolitisch aber für die Tschechen eintrat; er hinterläßt vier Prinzessinnen, den Erbprinzen Karl und den Prinzen Dr. Bedřich (Friedrich) Schwarzenberg. — Vom 8. — 12. Mai findet in Wien in den Blumenfälen eine internationale Geflügel-, Vogel- und Kaninchenausstellung statt; Anmeldungen bis 25. April beim Sekretariate des Wiener Geflügelzuchtvereins II/2, Prater, Große Zufuhrstraße 25. — Mitte August soll ein Katholikentag in Nordböhmen, wahrscheinlich in Warnsdorf, stattfinden. — In Gherghs-Szarhegy (Siebenbürgen) sind am 11. April 160 Häuser abgebrannt, in Mezana (tiroler Suldental) am 12. d. 20 Häuser, wobei auch eine Frau umkam. — Abg. Prinz Diehtenstein wird am 18. April in Wien anlässlich seines 25jährigen Abgeordneten-Jubiläums durch ein Bankett geehrt werden. — In Magdord und Lindenau bei Haida wurden protestantische Heberksammlungen veranstaltet, deren eine aber von den frommen Katholiken völlig vereitelt wurde, indem ihre zahlreiches Erscheinen den Hebern überhaupt das Wort verschlug. — Zur Errichtung eines Militärlagers in N. Benatek zwischen Jungbunzlau und Nimbürg wurden bereits die Ankäufe mehrerer Meierhöfgebiete und Bauerngüter in Aussicht genommen.

Deutschland.

Die Mittelmeerreise Kaiser Wilhelms führte diesen von den Monarchenbegegnungen in Vigo und Neapel nach Messina und am 9. April nach der englischen Insel Malta, woselbst ihm zu Ehren in Lapaletto der 11. April als öffentlicher Ruhetag erklärt wurde. Auf der Insel Korfu wird er wieder fürstlichen Gästen begegnen. Ob er auch nach Abbazia kommen werde, wo am 5. April Kaiser Franz Josef das schwedische Königspaar besuchte und beim Eintreffen des deutschen Kaisers angeblich wieder erscheinen würde, ist noch nicht ausgemacht. Ende des Monats will er von Neapel mittelst Bahn nach Wiesbaden reisen.

Der Kampf mit den Hereros in Deutsch-Südwestafrika verläuft recht blutig. Am 9. April traf in Berlin ein Telegramm über ein schweres, aber siegreiches Gefecht der deutschen Schutztruppen vom 2. d. M. bei Otaharoi ein, wobei die Hereros 92, die Deutschen 37 Mann (darunter Oberleutnant Noerr und 4 Unteroffiziere) verloren und 16 Verwundete hatten. Am 11. April meldete ein Telegramm des Gouverneurs Leutwein einen schweren, siegreichen Kampf bei Onganjtra, wobei die Hereros 3000 Gewehre aufwiesen; nach 8 stündigem Kampf wurde ihre Stellung durchbrochen; die Deutschen hatten 4 Tote und 11 Verwundete. Die Unkosten der bis 24. März dahin abgeforderten Verstärkungen betragen schon 10 Mill. Mark.

Frankreich.

Ein französisch-englisches Abkommen ist am 9. April unterzeichnet worden. Außer Neufundland betreffen die Abmachungen besonders Marokko, wo das französische Protektorat, und Ägypten, wo Englands Vorherrschaft anerkannt wird. England bemüht sich offenbar, die Franzosen von ihrer Hineigung zu Rußland durch Entgegenkommen abzubringen. Spanien dürfte sich bezüglich Marokkos verfürzt erachten. Der Republikpräsident Douhet wird am 24. April nach Rom reisen, aber nur den Quirinal besuchen, da er im Vatikan als Vertreter einer die Orden austreibenden, das Land entchristlichenden, eben auch das Kreuz aus den Gerichtssälen bannenden Regierung ohnehin nicht empfangen würde.

Spanien.

Attentate. Der junge spanische König Alfons XIII. bereist seit 14 Tagen Katalonien; auch in der von Parteilungen und anarchistischsozialen Elementen unterwühlten Großindustriestadt Barcelona wurde er festlich empfangen. Am 6. April ist nun dort am Eingange eines Hauses eine Petarde (Höllenschloß) explodiert, durch deren Eisen- und Bleistücke 3 Personen verletzt und mehrere Häuser beschädigt wurden. Telegraphische Berichte wurden darauf von der Polizei sehr beschränkt. Es brach eine Panik aus. Die Regierung behauptet, daß fern von der Wohnung des Königs, der die festlichen Besuche über Rat der Regierung nicht unterbrach, erfolgte Attentat habe nicht dem Könige gegolten. Nach anderen Berichten hatte man es auf den Ministerpräsidenten Maura abgesehen. Am 12. April nun meldete ein Telegramm aus Madrid, daß dort Minister Maura beim Verlassen des Palais des Generalrates von einem gut gekleideten jungen Manne durch einen Dolchstich verletzt worden sein soll. — Telegramme vom 13. April melden noch: Der Attentäter gegen Maura heißt Joachim Michel Artal, ist 19 Jahre alt, Anarchist, war von Beruf Bildhauer, gegenwärtig Bedienter. Der Ministerpräsident erhielt eine starkblutende Stichwunde in die Brust, ist jedoch zum Glück nur leicht verletzt. Er rang heftig mit dem Attentäter, der bei seiner Ver-

haftung mit dem Kopfe gegen eine Wand rannte, wodurch er aber den beabsichtigten Selbstmord nicht erzielte. Er hat Genossen, die auch verhaftet wurden. Der König stattete dem verletzten Ministerpräsidenten Maura teilnahmevoll alsbald einen Besuch ab.

Erkdnigin Isabella f. Das spanische Königs- haus und mit ihm mehrere demselben ver- wandte wurden am 9. April durch den Tod der Königin Marie Louise Isabella in Paris, wo sie seit der spanischen Revolution des Jahres 1868 fast stetig als entthronte Fürstin wohnte, in Trauer versetzt. Am Vortage war sie mit den hl. Sterbesakramenten versehen worden. Am Sterbelager weilten die drei Töchter der Königin, die Infantinnen Gulalia, Isabella und de la Paz, sowie ihr Schwiegersohn Prinz Ludwig von Bayern. Der Lebenslauf der Ver- bliebenen war ein recht unglücklicher, reich an Irrungen, vielgeschmäht, beneidet, verfolgt, des Friedens entbehrend. Sie erblickte 1830 als Tochter des Königs Ferdinand VII. das Licht der Welt. Dessen Gattin bewog ihn, das salische Erbfolgesetz umzustößen und statt des Bruders des Königs, Don Carlos, das Töchterchen als Thronerin zu erklären. Zum Regieren war sie aber nicht geboren, sondern gezwungen. Schon 1833 wurde sie, eine Waise, zur Königin unter Vormundschaft, und 1843 schon für groß- jährig erklärt. Ihre Mutter, Marie Christine, hatte aber der gewiß nicht ehrgeizigen Isabella nicht die geeignete Erziehung gegeben. Dann wurde ihr zugemutet, um eine angebliche Pflicht gegen den Staat zu erfüllen, sich mit einem ungeliebten Mann zu vermählen. Der fran- zösische König Ludwig Philipp hatte nämlich den Plan ausgeheckt, Isabella 1846 mit ihrem Vetter Franz von Assisi, und ihre Schwester Louise mit seinem jüngsten Sohne, dem Herzog von Montpensier, zu verbinden. Er rechnete darauf, daß der geistig und körperlich schwache Infant Franz bald kinderlos sterben und dann der spanische Thron seinem Sohne zufallen werde. Um dieser machiavellistischen Politik willen mußte die jugendliche Königin der „Jammergestalt ihres Veters mit der Sopran- stimme“, wie sie Franz verächtlich nannte, die Hand reichen. Allein die Rechnung Ludwig Philipps war ohne den Wirt gemacht. Franz von Assisi erreichte ein Alter von 80 Jahren († 1902) und seiner Ehe entsprossen mehrere Kinder, vor allem ein Sohn, der nachmalige König Alfons XII. († 25. Nov. 1885), dessen Sohn Alfons XIII. nunmehriger König ist, aber noch immer unter dem Erbfolgestreit der Karlisten zu leiden hat. Die Leiche der Königin wurde nach Madrid überführt; die feierliche Beisetzung im Escorial war für den 16. April bestimmt.

Ostasien.

Der japanisch-russische Krieg brachte in der 9. und 10. Woche seiner Dauer keine entscheidende Wendung. Beide Kriegsmächte widmeten die Zeit dem Aufmarsche zu Lande. Auch vor Port Arthur blieb es ruhig. Die Japaner haben in Korea drei Armeen aufgestellt. Die eine hat den Grenzstrom Yalu erreicht. Die russischen Vor- posten haben sich nach kleinen Gefechten fast sämtlich über den breiten Yalu in das russische Gebiet zurückgezogen; es hieß bereits, daß japa- nische Truppenteile den Yalu überschritten hätten, wozu ihnen Kriegsschiffe an der Mündung des Flusses behilflich gewesen seien. Die russischen Befehlshaber Kuropatkin und Alexejew scheinen also dem Feinde auf russischen Gebiete ablassen zu wollen, sobald das mildere Frühjahrswetter größere Operationen ermöglicht. Zwischen Tschunsi und Widschu fanden nach Telegrammen vom 12. April viele Scharmügel statt; die japa- nische Hauptmacht steht in der Nähe von Widschu.

— Drahtberichte vom 13. April melden einen großen Verlust der russischen Flotte bei Port Arthur: Bei einer Annäherung der japanischen Flotte lief die russische Kriegsflotte aus, wobei eines der größten russischen Panzerschiffe der „Petropawlowsk“ auf eine Unterseemine stieß und unterging; dabei kam auch der russische Vizeadmiral Makarow ums Leben, der Groß- fürst Cyrill wurde erheblich verletzt und konnte sich mit Not retten; auch 13 Offiziere und 32 Matrosen, die gerettet wurden, sind sämtlich verletzt, die gesamte übrige Mannschaft ist ertrunken. In Peters- burg herrscht darüber große Trauer. Das Flottenkommando ging an den Vizeadmiral Fürsten Uchtomskij über. Dagegen hatten die Japaner in zwei neuesten kleinen Gefechten am Yalu bedeutende Verluste.

Gedankensplitter.

Erinn'ung: bittres, bittres Leid'
Das immer neu die Brust durchbebt!
Du gleichst dem Strom, der mit der Zeit
Sein Bett sich immer tiefer gräbt.

Der Vater straft sein Kind,
Und fühlet selbst den Streich;
Die Här' ist ein Verdienst,
Wo dir das Herz ist weich.

Die Kränkung schmerzte; schwer war sie gewiß;
Die beste Heilung aber ist: Vergiß!

Buntes Allerlei.

Der beste Beweis.

Da Hiesel tuat an Lenz ballagn;
Er hat'n jüngst in's Gesicht 'neig'schlagen.
Sie kemman mit anand vors Gericht;
Da Hiesel, der verzählt die G'schicht,
Wie sie im Wirrshaus drin san g'essen
Und hab'n g'rad a Schweinerns g'essen.
Der Richter stellte jetzt die Frage:
„Wie kamt Ihr nur zu diesem Schlage?“
„Der Lenz hat mir oane gebn;
Wißt's, der haut niemals net daneben —“
„Ach was, d'rauß kann ich nicht's ersehen;
Erklärt mir, wie ist das geschehen?“
„No“, moant da Hiesel, „da schaugt's auf“
Und haut an Lenzl ane 'nauf.
„Herr Richter,“ sagt er, „habts Ds g'seggn?
Grad wia ich's joagt hab', is es g'schehn.“

Bei der Zwangsversteigerung.

In der Schörrhäuserstraße in Berlin sollte ein Papagei versteigert werden. Es hatten sich wie üblich, zahlreiche Händler einge- funden, die jedoch bei der Versteigerung sich ziemlich zurückhaltend zeigten, weil der Papagei sich teilnahmslos verhielt und alle Versuche seitens der Bieter, das Tier zum Sprechen zu veranlassen, fehl schlugen. Nur zwei Händler beteiligten sich lebhafter bei der Auktion; einer derselben suchte seinen Konkurrenten regelmäßig mit dem Rufe „na, noch 'ne Mark!“ zu schlagen, der denn auch, als der Preis bis auf 42 Mark getrieben war, nicht mehr mitbot. Der Gerichtsvoll- zieher hatte schon dreimal das letzte Gebot genannt und war im Begriff, den Zuschlag zu erteilen, als plötzlich der Papagei aus- rief: „Na, noch 'ne Mark!“ Diese uner- wartete Vermehrung der Bieter verursachte natürlich ein lautes Gelächter, es entstanden

sofort erhöhte Doppelgebote und schließlich wurde der Vogel zu dem Preise von 136 Mk. verkauft.

Der kleine Unterschied.

Ein Mädchen aus guter Familie hatte ein Verhältnis mit einem Offizier, doch war wegen des geringen Vermögens vorerst an eine Heirat nicht zu denken. Nach einiger Zeit schien sich die Liebesglut des Vaterlands- verteidigers überhaupt abzukühlen. Auf ein- mal bekam er ein Telegramm seiner Braut zugesandt, welches lautete: „Onkel Millionär in Ostindien gestorben.“ Das wirkte; sich in Gala werfen, zu seiner Braut fahren und sie in rührenden Worten seiner herzlichsten Teilnahme und seines innigsten Beileids versichern, war für den liebenden Krieger das Werk der plötzlich erwachten Liebe. Bald jedoch klärte sich die Sache auf, und der Bräutigam erfuhr zu seinem Schrecken, daß nicht ein Onkel Millionär, sondern ein Onkel Missionär in Ostindien ge- storben sei!

Auch eine Deutung.

Ein Grobian sagte in einer Gesellschaft: „Wenn ich einen Mann vor einer Dame knien sehe, um sie um ihre Hand zu bitten, so glaube ich stets an die Seelenwanderung, denn ich meine, daß offenbar die Seele eines Kameels in ihn gefahren sein müsse, weil dies das einzige Geschöpf ist, welches nieder- kniet, wenn man ihm die schwersten Lasten aufbürdet.“

Frage und Antwort.

Welchen besonderen Vorzug hatte Adam vor anderen Männern? fragte Madame Bohnstein den jungen Herrn Knopf, welcher vor nicht langer Zeit ihre Tochter geheiratet hatte. „Er hatte keine Schwiegermutter!“ erwiderte der Befragte mit größter Seelen- ruhe.

Was den Frieden erhält.

Dein Wille, Weibchen, merk' es fein,
Muß stets des Gatten Wille sein.
Sprich nicht: Wir Weiber sind zu schwach,
Der Schwäch're gibt am leicht'sten nach. —
Hat oft der Mann den Kopf zu voll,
Mach' ihn durch Widerspruch nicht toll!
Seh' ihm lieblosend um den Bart,
Nur schmeichle nicht nach Katzenart.
Ein freundlich Wort zur rechten Zeit
Hat manchen Unmut schon zerstreut.
Auf Klatschereien höre nie,
Denn nichts als G'zwist stiften sie.
Dein Zimmer, Kleid, das ganze Haus,
Seh' allzeit nett und reinlich aus.
Dein schönster Schmuck sei Sittsamkeit,
Dein größter Ruhm sei Friedlichkeit.

Gesellschaft.

Böse Gesellschaften verderben gute Sitte. Darum soll man bei der Wahl der Gesell- schaft und der Vereine vorsichtig sein. Es ist anzuraten, nur in solche Gesellschaften zu gehen, in denen man für Herz und Geist etwas gewinnen kann; solchen Vereinen bei- zutreten, die gemeinnützig sind. Denn auf viele gesellschaftliche Zirkel paßt das Sinn- gedicht Goethes:
„Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter nachhaus.
Man fragt ihn: Wie seid Ihr zufrieden gewesen?
Wären's Bücher, sagte er, ich würd' sie nicht lesen.“

Missionswesen.

Die St. Joseph-Schwester in Dänemark.

Von einem Priester, der schon viele Jahre in der dänischen Mission tätig ist, geht uns folgender, vom hochw. Missionsbischof Johannes von Euch gutgeheißener Bericht über die St. Joseph-Schwester in Dänemark zu:

„In den letzten fünf bis sechs Jahren hat die Kongregation vom hl. Josef sich in erfreulicher Weise ausgebreitet. Hatten wir früher 160 Schwestern, so haben wir jetzt deren 260. Gott hat also unsere Bemühungen, der Genossenschaft geeignete Mitglieder zuzuführen, reichlich gesegnet. Jedoch trotz dieses großen Zuwachses ist die Anzahl der Schwestern bei weitem nicht ausreichend, in Anbetracht der bedeutend fortgeschrittenen Ausbreitung ihrer Wirksamkeit. Durch die katholischen Schulen werden sehr viele Schwestern in Anspruch genommen, aber eine noch größere Anzahl derselben ist zur Krankenpflege in den Hospitälern erforderlich, denn gerade dieses letztere Werk christlicher Nächstenliebe hat hier in neuerer Zeit an Entwicklung sehr gewonnen und ist von besonderer Bedeutung für die Mission.

Ich erlaube mir, hierfür einige Beispiele anzuführen:

Das St. Josef-Hospital in Kopenhagen war bei seinem Entstehen vor fünf Jahren auf 100 Kranke berechnet; jetzt nimmt es bereits 350 Patienten auf, und in etwa sechs Monaten wird es für 400 eingerichtet werden. Hier insbesondere bedarf man zahlreicher Schwestern, wegen der vielen Operationen, welche täglich vorgenommen werden und infolge deren die Kranken Tag und Nacht beständiger aufmerksamster Pflege bedürftigen.

In den letzten Jahren sind ferner Kliniken gegründet worden in Aalborg und Aarhus, der bedeutendsten Stadt Jütlands. In jeder dieser Anstalten wirken zirka zehn Schwestern. Ein Hospital für 35 Kranke ist im vorigen Jahr in Randers eröffnet, und noch diesen Herbst soll in Esbjerg ebenfalls ein Hospital begonnen werden für 70 Kranke. Durch die Gründung eines katholischen Krankenhauses mit Kapelle, tritt Esbjerg in die Reihe der Missionsstationen, denn bisher waren die wenigen dort lebenden Katholiken ohne Gottesdienst und ohne Priester. Mit der Zeit hoffen die Schwestern auch hier eine Schule zu errichten.

Sollte der Mangel an Schwestern sich weniger spürbar machen, so gedenkt man in drei Jahren die Klinik in Aarhus durch ein Hospital zu ersetzen. Ein sehr geeigneter Bauplatz ist bereits angekauft. Dieses neue Projekt verdankt sein Entstehen den dringenden Bitten der dortigen protestantischen Ärzte, deren eine große Anzahl sich an die Schwestern wandte mit dem Ersuchen, baldmöglichst eine solche Anstalt ins Leben zu rufen. Ist dies nicht ein deutlicher Beweis von der Hochachtung, welche Ärzte und Bevölkerung für die St. Joseph-Schwester hegen? — Für unsere Mission aber liegt darin ein großer

Trost und eine schöne Hoffnung; denn sollten nicht viele bewogen werden, sich einzugesellen: eine Religion, welche eine solche Aufopferung hervorbringt, muß die einzig wahre sein. —

Im Jahre 1903 haben die Schwestern auch auf der Insel Island, im hohen Norden, ein Krankenhaus für 40 Kranke eröffnet. Hier finden nicht nur die kranken Isländer Aufnahme und liebevolle Pflege, sondern auch die Fischer aller Nationen, welche zur Zeit des Stodfischfanges hier zusammenkommen. In Island besteht jetzt auch eine Schule der St. Josef-Schwester, welche von zwei deutschen Schwestern aus Münster (Westfalen) und Paderborn geleitet wird.

Die dänische Mission ist wirklich eine interessante Mission zu nennen, und die zahlreichen deutschen Schwestern, welche hier wirken, haben keinen anderen Wunsch, als ihr ganzes Leben hier zuzubringen. Massenbekehrungen, wie sie in den Heidenländern vorkommen, haben wir hier zwar nicht, die Konversionen sind einzeln und geschehen nach und nach: aber am Schlusse eines jeden Jahres kann doch jeder Priester Gott danken für den tröstlichen Erfolg seiner Gebete und Bemühungen. Wenn, wie es einigen scheint, die Zahl der Katholiken hier weniger schnell zunimmt wie in anderen Ländern, so ist der Grund dafür darin zu suchen, daß viele der Neubekehrten nach den Vereinigten Staaten auswandern. Im vorigen Jahr z. B., nahm ich elf Personen in die Kirche auf und zehn derselben reisten nach Amerika. Indessen möchte ich dies doch nicht gerade als Durchschnittszahl hinstellen.

In Dänemark herrscht volle Gewissensfreiheit. Unser hochwürdigster Bischof kann Schulen und Krankenhäuser gründen, wo es ihm nur gut scheint. Das Einzige, was wir Katholiken dabei zu besürchten haben, ist die sehr bedeutende Konkurrenz, da die hiesigen protestantischen Hospitäler und Schulen sehr hoch stehen.

Wir brauchen daher noch viele Schwestern, und wir hoffen sehnlichst, daß der liebe Gott uns viele fromme und eifrige Jungfrauen hierher senden wird, ausgerüstet mit den für die hiesige Missionstätigkeit erforderlichen Tätigkeiten an Leib und Seele, voll Verlangen Opfer zu bringen und im Verborgenen zu arbeiten für die größere Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Zwar können wir ihnen nicht ein glorreiches blutiges Martyrium in Aussicht stellen, sondern nur ein Leben täglicher Entsagung und beständiger Selbstaufopferung, aber ein Leben reich an Verdiensten und kostbar vor Gott, welches mehr beharrliche Tugend und selbst mehr Strenge fordert.

Sollten etwa einige junge Mädchen den Wunsch hegen, sich der dänischen Mission zu widmen, so mögen sie nicht erschrecken vor der Menge und Mannigfaltigkeit der Arbeiten. Sie mögen insbesondere nicht besürchten, daß es ihnen an der erforderlichen Zeit mangeln werde zum Beten und zur Erlangung der eigenen inneren Vervollkommnung. Die St. Josef-Schwester teilen ihre Zeit

zwischen Arbeit und Gebet und bestreben sich, in ihrem Leben nicht nur Martha, sondern auch Maria nachzuahmen, damit sie fester in ihrem hl. Beruf treu ausharren und den Segen Gottes reichlicher auf ihre Wirksamkeit herabziehen können.

Diejenigen, welche den Entschluß fassen sollten, sich der Kongregation vom hl. Josef anzuschließen, können eingehende Erkundigungen einziehen bei der Provinzialoberin, Mad. Marie Genovesa, Kopenhagen, Tolbodvej 14, (Dänemark.)

Erziehungswesen.

„Es geht nicht.“

Drei kleine Worte spielen in der Kinder-Erziehung und Selbstzucht des Einzelnen eine bedeutsame, ja oft unheilvolle Rolle.

„Es geht nicht!“ spricht der Hausvater, indem er seinen Sohn, der bittend vor ihm steht, mitleidig anschaut. Es geht nicht, daß ich dich studieren und Priester werden lasse, denn unsere Mittel reichen nicht so weit; ich muß dich behalten, damit du mir hilfst, die Schuld abzutragen, die nun schon jahrelang auf unserem Eigentum lastet.“ Und der Sohn schleicht betrübt umher. Die drei kleinen Worte: „Es geht nicht!“ richten eine Mauer auf zwischen ihm und seinem Herzenswunsche. — Einige Jahre später liegt der Jüngling auf der Totenbahre, und nun muß es „gehen“ ohne ihn, und der Vater gedenkt schmerzlich jener Stunde, wo der Sohn so bittend vor ihm trat. — Wäre es vielleicht doch gegangen? Hätte der Vater, im Vertrauen auf Gottes Hilfe, doch seinen Sohn dem Herrn zum Opfer bringen sollen?

„Es geht nicht! — Du kannst das seidene Kleid nicht haben,“ entgegnet die Mutter bestimmt; „unser Stand und unsere Verhältnisse sind nicht darnach.“ Und das eitle, puzsüchtige Töchterchen trotzt und macht der Mutter das Herz schwer und dem Vater die Kasse von Tag zu Tag leichter. Kann sie das gewünschte Kleid daheim nicht haben, nun, so will sie es sich bei Fremden verdienen, und sie schnürt ihr Bündel und nimmt einen Dienst an, ohne sich Gewissensbisse darüber zu machen, daß die Mutter nun im Alter noch für zwei Personen arbeiten muß. Das seidene Kleid ist nur der Anfang ihrer eitlen Wünsche, und es kommt bald dies bald das hinzu, was das Herz begehrt und wonach die Hand sich ausstreckt. Dann kommt aber nicht selten die Not, wo es ohne all diesen „Plunder“ gehen muß.

„Es geht nicht, lieber Mann, daß ich dich auf deinem Gange begleite, du siehst, wie ich an der Arbeit sitze.“ Und der innerlich vereinsamte Chemann seufzt und geht seine Wege allein, wobei er wehmütig an die früheren Tage denkt, wo sein Weib noch nicht so ganz und gar in der Hauswirtschaft aufging, wo sie noch mit ihm und den Kleinen in die frische, herrliche Natur hinausging, Gottes große und herrliche Werke mit ihm zu bewundern und sich an ihnen zu freuen.

„Es geht nicht! Wir müssen unser Haus eleganter einrichten, wenn wir nicht ganz

und gar über die Achsel angesehen werden wollen; alle unsere Bekannten haben eine vornehmere Einrichtung als wir." „Aber," so wirft der verständige Hausvater ein, „dann müßten wir das Geld dafür schon borgen, und du weißt schon aus Erfahrung: „Borgen macht Sorgen!" Schließlich aber hat die Ansicht der Frau doch den Sieg gewonnen, und die alten, liebgewonnenen Möbel werden auf den Bodenraum geschafft, und nun kann man wenigstens mit seinen vermehrten Sorgen im gepolsterten Sorgenstuhl sitzen. Ja, Hoffart ist leicht erlernt, aber schwer zu unterhalten.

„Es geht nicht! Wir können unser Kind doch keinem armen Manne antrauen lassen. Geld muß zu Geld. Die Liebe zu dem unbemittelten Nachbarnsohne wird Vleschen schon überwinden." — Ob sie's überwunden? — Schon nach einigen Monaten führen die Eltern ihr bleich gewordenes Töchterchen dem ungeliebten Manne zu, mit dem sie — auf Wunsch der Eltern, fürs ganze Leben verbunden bleiben wird; verbunden mit einem Manne, der zwar den Mammon in Hülle und Fülle besitzt, aber, der bei all seinem Reichtum arm bleiben wird — weil ihm nicht die Liebe und das Vertrauen seines Weibes gehört. — Gott erbarme sich einer solchen Ehe!

„Es geht nicht! Wir können nicht so viel für Kirche und die Armen geben, wir müssen sparen, denn wir werden auch einmal alt und sollten doch einen Notpennig haben. Für Missionen, Heidenkinder und Missionäre wird man beständig angebettelt, obwohl wir in unserer nächsten Nähe Gelegenheiten genug finden, Gutes zu tun." So spricht nicht selten der Geiz, der die Wurzel alles Uebels ist und der nichts hören mag von dem, was wir Gott aus Dankbarkeit schuldig sind. Der Geizige vertraut mehr auf Banken und Lebensversicherungsgelder, als auf das Wort Gottes, das uns sagt: „Wer dem Armen gibt, leiht dem Herrn"; und „Ich bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen und seinen Samen nach Brot gehen." — Wahrlich: „Almosen geben macht nicht arm!"

Man könnte noch viele Fälle aufzählen, wo die drei kleinen Worte: „Es geht nicht!" von jung und alt aus Leichtsinigkeit, Gedankenlosigkeit und Erbarmlichkeit gebraucht werden; ja auch Faulheit und Selbstsucht hängen sich gern dieses Mäntelchen um. Es geht schon vieles, wenn guter Wille, Menschenwille und Gottvertrauen vorhanden sind.

Gesundheitspflege.

Das Bad.

Von Dr. A. S.

Das kalte Bad, in richtiger Weise gebraucht, ist ein mächtiges Mittel zur Förderung und Erhaltung der Gesundheit. Es wirkt abhärtend, indem es die Hauttätigkeit befördert und dadurch die Empfindlichkeit der

von äußeren Einflüssen zuerst getroffenen oberflächlichen Decken des Körpers und damit diese so häufige Ursache der Erkältungskrankheiten beseitigt. Es wirkt durch Anregung des Stoffwechsels allgemein kräftigend und verleiht dem Menschen durch Besserung der Bestandteile seines körperlichen Organismus größere Widerstandskraft gegen Krankheiten überhaupt.

Die Wirkung des kalten Bades äußert sich durch das plötzliche Eintauchen des ganzen Körpers zunächst in einer allgemeinen Zusammenziehung der Hautmuskeln, der sogenannten Gänsehaut, und in dem bekannten Badeschreck, welcher dadurch hervorgerufen wird, daß der Kältereiz von der Körperoberfläche aus auf das Atmungszentrum einwirkt und ein momentanes Besagen des Atems und eine Art von Erstickenanfall bewirkt. Diese Nervenregung ist umso stärker, je kälter das Wasser ist und kann so stark sein, daß eine allgemeine Nervenlähmung, ein Nervenschlag, erfolgt, oder ein Gehirnschlag, welcher durch den Bluterguß ins Gehirn infolge von Zerreißen von Gehirnäädern entsteht. Daher ist es besonders bei stärkeren Kältegraden stets geraten, den Körper vor dem Eintauchen durch Benetzung ein wenig abzuschrecken.

Beim Eintreten in das Bad erblaßt die Haut, weil das Blut in das Innere des Körpers zurückströmt, und es entsteht ein Frosteln, der Atem geht schneller, der Herzschlag ist beschleunigt. Nach einiger Zeit tritt die normale Schnelligkeit wieder ein; das Blut strömt wieder der Haut zu und erzeugt das Gefühl der Erwärmung und wohlthätigen Erregung. Außerlich ist diese Gegenwirkung bemerkbar an der allgemeinen Rötung der Haut; diese tritt umso rascher und vollkommener ein, je kälter das Bad genommen wurde und das Gefühl des Wohlbehagens, das diese Gegenwirkung begleitet, dauert um so länger an, je mehr der Blutlauf durch die Bewegung des Körpers, vorzüglich durch Schwimmen befördert wird. Diese Wirkung tritt aber am meisten unmittelbar nach dem Bade hervor, vorausgesetzt, daß dasselbe rechtzeitig abgebrochen werde.

Auch die Wärmebildung im Körper wird durch das kalte Bad in bedeutungsvoller Weise beeinflusst. Je größer der Verlust an Wärme ist, den der Körper an der Oberfläche erleidet, desto mehr wird der Verbrennungsprozeß im Innern des Körpers, besonders in den Muskeln, gesteigert. Die Natur hilft sich selbst, wenn sie z. B. dann, wenn das Bad zulange dauerte, den ganzen Körper vom Schüttelfrost erzittern läßt, wie ja auch die Badenden das aufreibende Kältegefühl dadurch zu vertreiben bestrebt sind, daß sie starke Körperbewegungen machen, rasch gehen oder laufen, wodurch sie wieder warm werden.

Die Dauer des Bades überhaupt ist zu bemessen nach der Beschaffenheit des einzelnen, nach der Kälte des Wassers und nach dem besonderen Zwecke, welcher damit verbunden wird. Ein schwächlicher Mensch hat das kalte Bad nicht der Abkühlung wegen zu

nehmen, sondern nur zum Zwecke der Erzielung eines möglichst kräftigen Hautreizes und einer dadurch bewirkten Erhöhung und Verbesserung des Stoffwechsels und wird dazu nur einen kurzen Aufenthalt im kalten Bade benötigen. Ein starker Mensch, welcher den erhofften Stoffwechselverbrauch rasch ersetzen kann, verträgt das kalte Bad auch länger und muß es auch länger gebrauchen, wenn er den Genuß einer länger andauernden Abkühlung erzielen will. Es ist aber für jeden ein Fehler, in einem kalten Bade so lange zu verbleiben, bis das zum zweiten Male eintretende Kältegefühl die erfolgte übermäßige Abkühlung anmeldet und das blaue Gesicht mit den blauroten Flecken verrät, daß der Körper überanstrengt worden ist und vom ganzen Bade keinen Nutzen hat. (Fortsetzung folgt.)

Für Haus und Küche.

Kartoffelpüree-Suppe. In wenig Wasser kocht man geschälte, in Spalten geschnittene Kartoffeln bis zum Zerfallen weich, worauf man das Wasser herabschüttet und die Kartoffeln fein zerdrückt. Dann rührt man sie mit halb Wurzelbrühe, halb Milch, wie ein dünnes Püree ab, gibt einige in Butter gelbbraun geröstete Zwiebelscheiben dazu und kocht sie noch eine Viertelstunde, worauf man die Zwiebel herausnimmt.

Mandelkren-Sauce. Man läßt ein Stückchen Butter heiß werden und läßt darin 1 Löffel voll Mehl anlaufen, gießt übersottene, doch ausgekühlte Milch dazu, rührt es, bis es si det, gibt dann Zucker und die abgezogenen, fein gestoßenen Mandeln und kurz vor dem Anrichten etwas Kren dazu. Auf 1 Löffel voll Mehl sind ungefähr 1/2 Seidel Milch und 10 bis 12 Mandeln hinreichend.

Rostbraten gebacken. Der Rostbraten wird in Schnitzel geschnitten und geklopft, dann läßt man die Schnitzel in süßer Milch 2 bis 3 Stunden liegen, dann werden sie auf ein Brett gelegt, mit Mehl bestäubt, in abgeschlagene Eier gelegt, mit Bröseln bestreut und in Schmalz gebacken. Gesalzen werden sie, nachdem sie aus der Milch genommen werden.

Gebackenes Kalbshirn. Das Hirn wird gewaschen, in heißes Wasser gelegt und das Häutchen abgezogen, dann schneidet man es in oelartige Stücke, bestreut es mit etwas Pfeffer und Salz, taucht es in Eier und dann in Semmelbrösel und bäckt es in heißem Schmalze.

Kat-Nudeln. Zu 2 Hände voll Mehl mischt man einen halben Löffel voll feingeschnittenes Petersilienkraut und ebenso Schnittlauch, schlägt 2 bis 3 Eier dazu und macht den Teig wie gewöhnlichen Nudelteig fertig, wälkt ihn nicht zu dünn aus und schneidet breite Nudeln daraus, die in Salzwasser gekocht und dann mit heißer Butter abgeschmolzen werden.

Für Landwirte.

Ueber das Beschlagen der Pferde.

Alle Besitzer von Pferden, denen das Wohl ihrer Tiere, wie man es nur wünschen kann, am Herzen liegt, werden uns gewiß dankbar sein, wenn wir ihnen die folgenden Regeln über das Beschlagen der Pferde, wie sie von der Zeitschrift „der Fuhrmann" kurz-

Gemeinnütziges.

lich aufgestellt und veröffentlicht worden sind, mitteilen. Sie lauten:

1. Der Schmied soll vor dem Beschlagen Stellung und Gangart des Pferdes mustern.

2. Beim Ausschneiden wird oft eine flache Sohle, wie man sagt, ordentlich „hohl“ geschnitten, der Strahl „sauber ausgeputzt“ (d. h. zusammengeschnitten) und die roten Flecken im Sohlwinkel werden „ausgeschnitten“. Diese drei Dinge sind aber grundsätzl. und schaden dem Pferde sehr; der Besitzer soll, wenn ein Schmied so verfahren will, dagegen Einspruch erheben.

3. Daß deinem Pferde keine Fabrikhufeisen aufschlagen, sondern nur handgeschmiedete.

3 Sieh darauf, daß das Hufeisen beim Ausprobieren nicht rotwarm, sondern höchstens braunwarm ist, weil sonst das Horn verdorben wird.

5. Beim fertig beschlagenen Huf darf an der Zehe und an den Seiten weder Huf noch Eisen vorstehen, sondern an diesen Stellen müssen Huf und Eisen ganz gleichen Umfang haben. Sehr oft kann man sehen, daß das Eisen vorne an der Zehe oder an den Seiten des Hufes zu eng gerichtet ist, so daß das Horn an diesen Stellen über das Eisen vorsteht. In diesem Falle hilft sich dann der Schmied meist dadurch, daß er an der Zehe oder an den Seiten das überstehende Horn einfach wegraspelt. Dieses leider zu häufig anzutreffende Verfahren schädigt aber den Huf sehr, indem die angespaltene Wandteile in ihrer Tragfähigkeit geschwächt werden und außerdem auch austrocknen und aufspringen.

6. An den Fersenhänden muß das Hufeisen weiter sein als der Huf, und zwar je schwerer das Pferd ist, desto mehr muß das Eisen über den Fersenrand vorstehen.

7. Das Hufeisen muß länger sein als der untere Huftrand (Tragrand), und zwar je schwerer das Pferd ist, desto länger.

8. Halte darauf, daß das Eisen und der Huf den Fuß beim Stehen und Gehen richtig stützen; dann wird das Pferd viel leichter arbeiten, als wenn dies nicht der Fall ist. Nur bei richtiger Unterstützung durch Huf und Eisen bleibt der Fuß gesund.

9. Das Hufeisen darf nicht an der Sohle und nicht am Strahle aufliegen.

10. Man lasse sich das fertig beschlagene Pferd im Schritte vorführen und sehe darauf, wie es mit jedem Fuße austritt. Der Austritt muß eben sein, d. h. das Pferd muß mit dem ganzen Hufeisen bezw. beim Griffbeschlage mit Griff und beiden Stollen zu gleicher Zeit auf den Boden kommen.

11. Man lasse sich schließlich noch das Pferd im Trabe vorführen und sehe darauf, daß es nicht lahm geht. Wenn der Pferdebesitzer auf ein den genannten Anforderungen entsprechendes Beschlagen dringt, so regt er den Hufschmied zur technischen Bervollkommnung an und trägt hierdurch viel zur Verbreitung eines guten sachgemäßen Hufbeschlages bei, was wesentlich in seinem eigenen Nutzen liegt.

Gegen Hundkrankheiten ist gereinigtes Leinöl sowohl bei innern als äußern Leiden ein vorzügliches Mittel. Man gibt dem kranken Tiere, je nach der Größe 1 bis 4 Löffel ein. Jungen Hunden, die an der Sucht oder Staupe leiden, soll man Leinöl mit etwas Glaubersalz eingeben.

Aufbewahren der Pelzsachen. Wenn man die im Winter gebrauchten Pelzsachen nicht zum Kürschner schicken, sondern dieselben den Sommer über selbst konservieren will, so empfiehlt es sich zu diesem Zwecke, sich des Bestreuens mit Tabak zu bedienen. Man verwendet recht starken Tabak, der gut getrocknet und gepulvert wird. Mit dem Pulver streut man dann das Pelzwerk auf der Haarseite tüchtig ein. Dieses Mittel hat den Vorzug vor Kampfer und ähnlichen Mitteln, daß es vollständig geruchlos ist. Der Tabak läßt sich durch Ausklopfen sehr rasch und leicht wieder entfernen und hält die Motten in befriedigender Weise ab.

Reinigung matter Goldwaren. Man nimmt 20 Gramm doppeltkohlen-saures Natrium, 10 Gramm Chlorkalk und 10 Gramm Salz und löst dieses in nicht ganz ¼ Liter Wasser auf. Dann wäscht man diese Gegenstände mit einer reinen Bürste und dieser Lösung und spült sie dann in reinem Wasser ab. Hierauf legt man die Sachen in reine Sägespäne zum Trocknen und reibt sie schließlich mit feiner Watte ab.

Mistbete. Zur Anlage von Mistbeetkästen eignet sich außer Pferdemist frische Gerberlohe, wie sie aus den Gerbereien kommt, Hopfen von den Suden der Bierbrauereien, Wollabfälle, wie sie die Spinnereien als unbrauchbar abgeben. In neuester Zeit wird Wollstaub angeboten und von Gärtnern massenhaft als billiges und bestes Material verwendet.

Fettflecke aus Kleidern zu entfernen. Man nimmt einen Bogen Löschpapier, bricht ihn dreimal zusammen und legt diese Papierlage auf den Fleck, näht ihn dann tüchtig mit Benzol ein, bedeckt ihn dann mit einer zweiten Lage Löschpapier und preßt den Fleck tüchtig mit einem kalten Bügeleisen. Alles Fett wird aufgelöst und vom Löschpapier aufgelogen und aus dem Kleide entfernt.

Der diplomatische Frack.

Ein neugebackener Attaché bestellte sich einen Frack. Als der Schneider ihn fragte, ob der Herr ihn nach englischem, französischem oder deutschem Schnitt gemacht haben wolle, antwortete der von der Wichtigkeit seiner diplomatischen Bedeutung ganz erfüllte junge Mann: „Wissen Sie was, da ich bei keiner der Großmächte anstoßen möchte, machen Sie ihn mir neutral.“

Getroffen.

Auf einer Eisenbahn in Michigan saß guten Mutes ein jungverheiratetes Paar. Sie war etwa fünfundsiebzig Jahre alt, er war ein oder zwei Jahre jünger. Auf einer Station stieg eine respectable Dame ein, die sich auf dem Sitze vor dem jungen Paar niederließ. Die Dame hörte bald, wie sich das junge Paar ziemlich ungeniert über ihr altmodisches Kleid und Umschlagentuch lustig machte und so drehte sie sich resolut um und sagte zu der jungen Frau: „Madame, wollen Sie so freundlich sein und Ihren Sohn bitten, doch das Fenster hinter sich zu schließen!“ Der „Sohn“ schloß das Fenster und beide den Mund.

Rätsel-Aufgaben.

Ziffernrätsel.

Von Martin Smit.

- 1 3 5 5 Futtermittel.
- 2 3 Brennstoff.
- 3 5 7 5 6 Industrieartikel.
- 4 5 6 2 röm. Kaiser.
- 5 3 3 5 Maß.
- 6 8 9 Weltstadt.
- 7 8 3 7 5 Blütenstand.
- 8 7 5 6 Fluß.
- 9 5 3 1 Stadt.
- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 berühmtes Gotteshaus.

Rechenaufgabe.

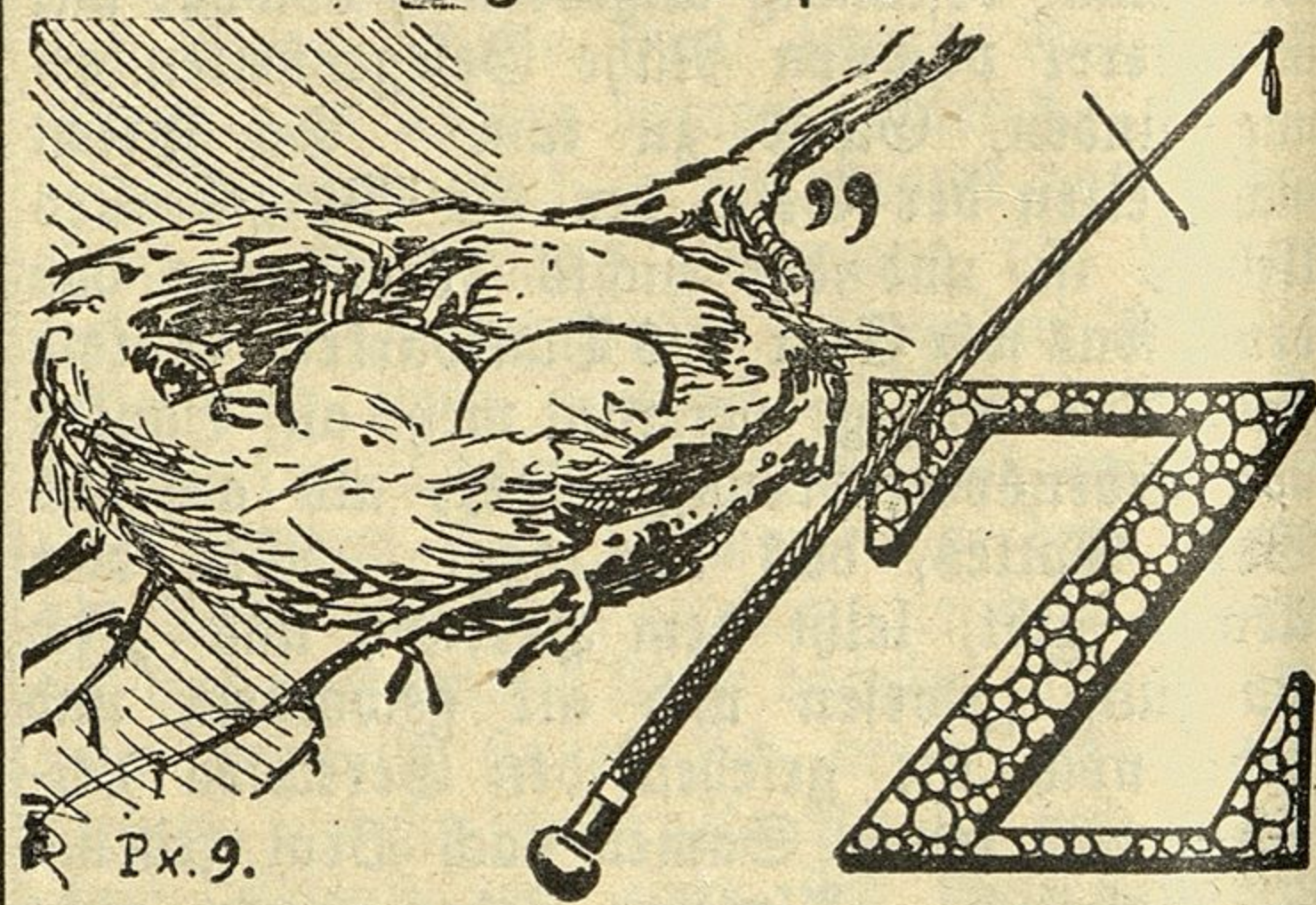
Ein Bauer wollte einen Knecht für 400 K jährlich dinsten, wogegen der Knecht 600 K haben wollte. Um dem Streite ein Ende zu machen, schlug der Knecht vor, der Bauer solle ihm den ersten Tag 1 h, den zweiten Tag 2 h usw. jeden Tag einen Heller mehr geben und er werde dem Bauer am Schlusse des Jahres (zu 365 Tagen) den fünften Teil des erhaltenen Betragtes wieder zurückgeben. Der Bauer gab sich damit zufrieden. Wieviel Lohn hat also der Knecht bekommen?

Rebus.

J. B.

- A E E E bibl. Name.
- E E E I Landstrich.
- L L O O Baum.
- P R S S Eigenschaft.

Bilderrätsel.



Auflösungen der Rätsel-Aufgaben aus voriger Nummer:

Ziffernrätsel:

Viola, Odila, Ida, Sabial, Tod, London, Anton, Nil, Dodona. — Voigtland.

Diamanträtsel:

V
T O N
O D I L O
A V I G N O N
V O I G T L A N D
L I V L A N D
D I A N A
I N N
D

Magisches Quadrat:

H U G O
U K A S
G A N S
O S S A

Bilderrätsel:

Keine Lügner, große Diebe.

Der Waisenvater von Treffen ist geklagt

und muß in kürzester Zeit 1000 Gulden Bauschuld begleichen. O Sie alle, die Sie Mitleid haben mit den Sorgen und Mühen eines Priesters, der für eine große Waisenfamilie das tägliche Brot beschaffen muß, erbarmen Sie sich meiner, nur eine Krone schicken Sie mir. Um des göttlichen Herzens willen bitte ich die werten Leser der Warnsdorfer Hausblätter um ein Almosen. Täglich gedenken wir im Gebete unserer Wohltäter, und an jedem Herz-Jesu freitage wird vor ausgeletem Allerheiligsten von den Kindern den ganzen Tag hindurch auf die Meinung und Anliegen der Wohltäter feierliche Anbetung gehalten. Eine Krone, nur eine einzige Krone senden Sie mir alle! O gewiß, die werden Sie entbehren, die wird Ihnen nicht hart ankommen, und dem geklagten Waisenvater ist unendlich viel geholfen, wenn alle Leser nur etwas weniges schicken. Das göttliche Herz Jesu, dem unser Werk geweiht worden, wird Ihnen allen sicherlich reichlich vergelten und im Namen dieses erbarmungsreichen Herzens wiederholt nochmals flehentlich seine Bitte

der Waisenvater

Karl Wohlandt in Treffen bei Villach (Kärnten).

Die Expedition des Bl. ist bereit, Gelder für diesen Zweck in Empfang zu nehmen.

Vorletzte Woche.

Haupttreffer
Kronen **40.000** Kronen

Wärmestuben-Lose à 1 Krone empfiehlt Albin Mattauch, Lottokollektur, Warnsdorf.

Die in Effekten bestehenden Gewinne werden in Geld nicht abgelöst.



Schnurrbart!

Strengreell!

Rein Schwindel, denn

Anerkennung von wirklich maßgebenden Leuten, z. B. Chemikern, Friseurern, sowie ärztliche Begutachtung beweisen die Wirkung. **Fixolin** befördert in hohem Maß: das Wachstum des Bartes, denn großartige Erfolge sind damit erzielt worden. Bei Nichterfolg Betrag zurück. Man lasse sich nicht irre führen durch

Anpreisungen verschiedenerlei Stärken und hohe Preise. Besser wie Fixolin wirkt auch nicht Stärke III. Nur zu beziehen in Dosen zu K 2.—, K 3.20 und K 5.40. Ärztliche Anweisungen für raschen Erfolg 65 h extra, bei Bestellungen über K 4.— gratis, gegen Nachnahme durch Paul Koch's Laboratorium, Gelsenkirchen, Deutschland.

Für Oesterreich Ungarn von der Reichsadler-Apotheke in Weidenau Nr. 31, österr. Schlessen.

Gemüse-, Feld-, Wald-, Gras- und Blumen-

Samen

Blumenzwiebeln, Knollen und Stauden

Obstbäume, Rosen etc.

in ausgewählt schöner Qualität, gärtnerische Bedarfsartikel etc. offeriert die

Samen- und Pflanzenhandlung von **Othmar Engel,**

Warnsdorf Nr. 123, I. Bez., nächst der Bürgerschen Spitzenfabrik.

Verzeichnis gratis u. franko.

Verzeichnis gratis u. franko.

Braune Kampferfalbe.



Nach Vorschrift des Apothekers Wilhelm Pisk in Jittau. **Altbewährte Hausfalbe.**

In Rollen à 10, 20 und 40 Kr. Zu beziehen beim Erzeuger Ludwig Eifelt, Apotheker, Grottau (Böhmen)

und in allen Apotheken. Nur echt mit gedruckter Schutzmarke.

Billige böhmische Bettfedern!

5 Kilo neue gute geschliffene staubfreie K 9-60; 5 Kilo bessere K 12; 5 Kilo weiße daunenweiche geschliffene K 18-24; 5 Kilo schneeweiße daunenweiche geschliffene K 30-36; 5 Kilo Halbdaunen K 12, 14-40, 18; 5 Kilo schneeweiße, daunenweiche ungeschliffene K 24-30 Daunen (Flaum) à K 3-60, 4-80, 6, 6-60 per 1/2 Kilo



Bersand franco per Nachnahme. Umtausch und Rücknahme gegen Porto vergütung gestattet. Bei Bestellungen bitte um genaue Adresse.

Benedict Sackel, Lobeß, 2 Post Bilsen, Böhmen.

Milchenträuhmungs-Apparate

leisten bessere Dienste als teure Centrifugen. Größter Nutzen, schärfste Enträuhmung und arbeiten ganz allein. Der Preis ist aber trotzdem sehr billig. Ein Stück fl. 2, 3 und 4. Genaue Beschreibung umsonst. Alleinverkauf nur bei Rudolf Segenbauer, Alperhofen, Post Neulengbach, Nieder-Oesterreich.

Aerztlich hochgeschätzte, stärkste und wirksamste **Lithion-Heil-Quelle.**

Sichere Heilung von Rheumatismus, Harn-, Nieren-, Zucker-, Magen- u. Blasenleiden.

SAUERBRUNN KLÖSTERLE bei Karlsbad

Brunnerversand Jos. Weber Klösterle.

Rein, salzfrei, angenehmer Wohlgeschmack. — Harntreibende Wirkung. — Färbt den Wein nicht. — Ehrende Anerkennungen. — Mehrfach prämiert. — Ueberall zu haben.

Billige böhmische Bettfedern

1/2 Kilo graue, neue geschliffene Gänsefedern K 1.—. Halbweiße K 1.40. Weiße K 2. Prima daunenweiche K 3. Hochprima K 4. Ungeschliffene (Kupf) schneeweiß ohne Lange K 2.20, prima K 2.60, Hochprima K 3. graue Entensfedern K 1.80, Halbdaunen K 2.50. Daunen grau K 3. Weiß K 5, Brustflaum K 6, von 5 Kilo an franko.

Fertige Betten!

aus gutem roten, blauen, gelben oder weißen Manting, 1 Tuchent Größe 170/116 cm samt 2 Kopfkissen, diese 80/58 cm, genügende Füllung, mit neuen grauen Entensfedern K 16, Halbdaunen K 20, Daunen K 24. Tuchent allein K 12, 14, 16, Kopfkissen K 3, 4 versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, bei Abnahme von 10 K an, franko

Max Berger,

Lieferant der k. k. Staats-Beamten Deschenitz, Böhmerwald.